


TAYLOR INSTITUTION
DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA

Philosophisches Gemälde der Regierung Ludwigs des Vierzehnten,

oder

Ludwig der Vierzehnte vor dem Richterstuhl der Nachwelt.

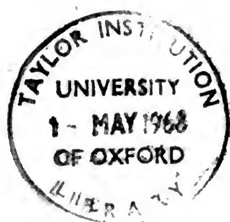
Nach dem Französischen

von

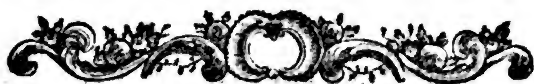
August von Kotzebue.



Strasburg
bei Amand König
1791.



Philosophisches
Gemälde der Regierung
Ludwigs
des Vierzehnten.



Philosophisches Gemählde der Regierung Ludwigs des Vierzehnten.

Die Natur überhäufte Ludwig den Vierzehnten mit Geschenken, nur das Einzige versagte sie ihm, das alle übrigen hätte geltend machen können: **eine niedrige Herkunft**, und Ludwig wäre der erste Sterbliche geworden. Aber für den Thron gebohren, ward er Despot, und, zu seiner Ehre sey es gesagt, er war nur Despot. Wie mancher andere Fürst an seiner Stelle, würde mit diesem Genie, diesen Hülfsquellen des Geistes, dieser Neigung für Alleinherrschaft, aber ohne jene wahrhaft erhabene Seele, nur zügelloser Tyranney gefröhnt haben.

Warlich! er ist vielleicht der einzige Mensch, dessen Despotismus man entschuldigen darf, weil die Tyranney neben seiner Wiege sas. Ludwig der Dreyzehnte sein Vater, verband mit allen Schwachheiten kleiner, die Unempfindlichkeit grosser Seelen. Die Langeweile, die ihn überall verfolgte, gab seinem Aeusserlichen den Anstrich der Gewissensbisse; ohne Federkraft, ohne Selbstständigkeit, trübsinnig, wild sogar,

erlag er unter dem Gewicht des grossen Nahmens: Sohn Heinrichs des Vierten!

Ein böser Vater, ein unempfindlicher Gatte, ein König ohne Freuden, selbst ohne Glanz, der das Böse immer durch Fremde, und das Gute nie selbst that; ein Spielwerk seiner Minister, seiner Unterthanen, und der Zeitumstände; schreklich in seinen Entwürfen, nichts bedeutend in deren Ausführung; von den Protestanten gehaßt, und den Katholiken gleichgültig; Freund ohne Freundschaft, Herrscher ohne Willen, Gottesfürchtig ohne Frömmigkeit; so stieg Ludwig der Dreyzehnte in seine Gruft hinab. Keinem Auge entlockte sein Tod eine Thräne, und da er weder die Tugenden des Vaters, noch die Verbrechen der Mutter geerbt hatte, so zeichnete nichts auf dem Throne ihn aus, als die Tyranney, welche schwachen Seelen eigen ist.

Als er starb, war Ludwig der Vierzehnte noch zu jung, er kannte seinen Vater nicht. Aber als der Knabe heranwuchs, und er den richtigen Blick, den die Natur ihm verlieh, auf den Zustand seines Reiches warf, da lernte er seinen Vater kennen, als König und als Mensch. Den erstern verrieth jener Blik auf die verflossene Regierung, und den leztern, das Betragen der Anna von Oesterreich, seiner Mutter.

Diese Tochter Philipps des Dritten war stolz, übermüthig, herrschsüchtig. So lange ihr Gemahl lebte, wurde sie ewig von seinem Argwohn bewacht,

und man gerieth fast in Versuchung sie zu bedauren. War sie gleich ein getreuer Spion der Königinn von England, des Herzogs von Lothringen, und des Königs von Spanien, so wurde sie doch durch diese Rolle den Franzosen nicht verhaßt, weil es minder strafwürdig schien, einen Mann wie Ludwig den Dreyzehnten zu beunruhigen, der fast immer ungerecht in seinem Argwohn war. Dazu kam noch der Haß des Kardinals Richelieu. Wer hätte nicht Interesse für eine Unglükliche empfunden? Aber der lezte Seufzer ihres Gemahls gab Annen von Oesterreich das Leben wieder, um durch sie Frankreich an den Rand eines Abgrunds zu schleppen. Mehr Oberhaupt der Kabalen, als Regentin des Reichs; Sklavin Mazarins, mehr aus Begierde alle Partheyen zu unterdrücken, als aus Neigung für die Politik; Feindinn der Prinzen von Geblüt; geldgierig bis zur Blindheit für die Gefahr, welche aus Vermehrung der Auflagen entspringt; selbst zu ehrgeizig um dem Ehrgeiz der Grossen Schranken zu setzen; und endlich, zu sehr Weib, um über die kleinlichen, um jeden Vorzug buhlenden Neckereyen ihres Geschlechtes erhaben zu seyn; Despotinn durch Armuth an Mitteln, und deren Armseligkeit, durch die Ehrfurcht welche ihre edle Abkunft einflößte, durch den Jahrelangen Zwang, den ihr Gemahl ihr auflegte, durch die unmenschlichen Grundsätze einer übelverstandenen Frömmigkeit, durch die Sucht zu herr-

schen, welche sich des weiblichen Busens bemeistert wenn die Sünden der Galanterie aus ihm gewichen sind; da habt ihr ein treues Gemählde von der Mutter Ludwigs des Vierzehnten, seiner ersten Lehrerin in der Kunst zu herrschen; das ist die Regentin, der Frankreich keine andere Wohlthat dankt, als die, durch sie vor dem Einfluß des Cardinals von Retz bewahrt worden zu seyn, der durch seinen hohen Sinn vielleicht weniger gefährlich war als Mazarin.

Dieser italiänische Priester würde das Herz Ludwigs des Vierzehnten ganz verdorben haben, wenn die Seele dieses Fürsten sich mit der Tyranney vertragen hätte. Lassen wir ihm Gerechtigkeit widerfahren: ein Vater, der nur einigen Glanz erhielt, weil er sich unter das eiserne Joch Richelieu's beugte; eine Mutter, die den Ruhm des Scepters, welches man ihren Händen anvertraute, nur durch Intriguen, Arglist, und Verwüstung des Reichs zu befördern suchte; ein Minister, der die Regierung der Staaten den elenden Trugschlüssen des Politikers Machiavel unterwarf; die Rathschläge des Fanatismus, welchen die unauslöschliche Schande der Ligue, und die unerschütterlichen Tugenden der Protestanten noch nicht erstikt hatten; die Blutgerüste, noch rauchend von dem Blute der Chalais, der Montmorency, der Dottson, der St. Marc und die noch jüngere Fesseln des grossen Conde, welche Beyspiele

von Tyranney für den König, dessen Geschichte wir schreiben; Beyspiele, die um so gefährlicher waren, da sie immer ungestraft blieben. Und wenn Ludwig der Vierzehnte nun aus allem diesen doch nur den unersättlichen Stolz der unumschränkten Gewalt schöpfte, so wollen wir gern gestehen, daß er mehr als ein alltäglicher Mensch seyn mußte.

Durch seine Erziehung verliert er sich wieder unter dem grossen Haufen der Könige. Sie war, wie gewöhnlich, schlecht; aber diese ungeheure Vernachlässigung in der bürgerlichen Gesellschaft, wurde ihm eine Wohlthat. Es wäre vielleicht gefährlich gewesen ihm zu grosse Gesinnungen einzupflanzen. Ich rede von jenen Gesinnungen, welche selbst kluge Leute glauben einem Menschen einflössen zu müssen, der für den Thron bestimmt ist. Die Lehren des Aristoteles haben die Welt nicht vor Alexanders Wuth geschüzt.

Von Hardouin de Beaumont de Perefixe, seinem Lehrer, und von Nicolas de Villeroi, seinem Hofmeister, lernte er nichts. Die Tugenden eines Biedermannes, und sanfte, friedliche Sitten, geben noch keinen Anspruch auf die Erziehung eines Jünglings von dem Schlage Ludwigs des Vierzehnten. Gebt ihm einen Fenelon zum Lehrer, einen Cincinnatus zum Hofmeister; dieser würde ihn gelehrt haben Menschen, und jener, sich selbst zu beherrschen. Ludwig verstand nie weder das eine noch das andere.

Er wurde gebohren am 5ten September 1738, die erste Frucht, oder richtiger gesagt, die späte Frucht einer zwey und zwanzigjährigen unfruchtbaren Ehe. Die Freude über seine Geburt, eine Begebenheit, die man so lange umsonst erwartet und kaum noch für möglich gehalten hatte, schenkte ihm den Beynahmen: **von Gott gegeben**; und die Schmeicheley verkroch sich unter dem öffentlichen Frohlocken. O ihr Inconsequenzen des menschlichen Geistes, den nicht die Freyheit erleuchtet! wer weiß ob man nicht in Rom auch den Heliogabalus bey seiner Geburt **von Gott gegeben** genannt haben würde, wenn der Thron damals erblich gewesen wäre. Lächerliche Albernheit! wartet das Leichenbegängnis der Könige ab, und d a n n gebt ihnen Beynahmen.

Der politische Zustand von Europa war bey der Geburt Ludwigs des Vierzehnten fast noch derselbe, wie unter Carl dem Fünften. Die grosse Gewalt des Hauses Oesterreich verbreitete sich immer weiter über diesen Theil der alten Welt, und die Goldgruben der neuen, hatten nur einen güldenen Ring zu der eisernen Kette hinzugefügt, an welcher die Europäer schleppten.

Deutschland, Böhmen, Ungarn, ein grosser Theil von Italien, Spanien und Portugall, waren das glükliche und fruchtbare Erbtheil der österreichischen Prinzen. Die Wuth der Allgemeinherrschaft hatte

sich dieses Hauses bemeistert, und mit dieser Leichtigkeit sich wechselseitig die Hand zu bieten, und Hülfstruppen mit den Schätzen von Mexico zu erkaufen, würde es unbegreiflich scheinen, daß der Ueberrest der benachbarten Mächte nicht von dem Coloss ihrer Grösse zertrümmert wurde, wenn der Despotismus, unter den Menschen welche Kronen tragen, nicht zwey sehr verschiedene Würkungen hervorbrächte: bey diesen die Grausamkeit, bey jenen die Schwäche. So ungleichartig diese Laster auch sind, so bewürken sie doch am Ende einerley Catastrophe, und die Gewalt, der einzige Gegenstand ihrer Begierden, entschlüpft beyden. So zerschnitten die Henker Philipps des Zweyten den schwachen Faden der die Niederländer noch an seinen Wagen fesselte, und die Schwäche seiner Nachfolger gab dem Enkel Ludwigs des Vierzehnten Freunde und Beschützer gegen die rechtmässigen Erben des spanischen Thrones.

Die Macht dieses stolzen Fürstenstammes würde weniger schwankend auf dem Throne des römischen Kaiserthums gewesen seyn, gerade deswegen, weil sie durch die Macht der Chur- und anderer Fürsten immer im Gleichgewicht erhalten, und ihr nicht mehr Thätigkeit, nicht mehr Einfluß auf das Volk verstattet wurde, als die Reichsfürsten für gut fanden. Und wer weiß, ob nicht noch heutzutage die österreichischen Fürsten den unnützen Titel Augustus tra-

gen würden, wenn Gott, der über Titel und jedes Spielwerk des Stolzes lächelt, nicht die Ansprüche des Hauses Hapsburg auf Unsterblichkeit, in das Grab Carls des Sechsten verschlossen hätte.

Wie dem auch sey, die Macht des Hauses Oesterreich war drückender für Frankreich als für jede andere Krone, und Frankreich war daher fast die einzige, welche immer und immer gegen Oesterreich kämpfte.

England, entfernter gelegen, aber von der Natur zu beyder Feindinn bestimmt, sah mit Wohlgefallen diese grosse Fehde sich fortpflanzen, welche die Kraft ihrer Nebenbuhler austroknete; war nur Kampfes Zeuge, selten Mitkämpfer; überließ ihnen gern die Herrschaft von Europa, um eine neue, reichere, und unerschütterlichere auf den Fluten des Weltmeers zu gründen; denn vergebens sezte ihnen die Natur den Ocean zur ewigen Grenzscheide, schon lange hat ihr Ehrgeiz diese Grenze überschritten.

Pohlen, dieser unveränderliche Tempel der Zwietracht, dieses ewige Denkmal der Unvollkommenheiten, welche der Regierung des Adels ankleben, wo Volk und König nur Sklaven sind; Pohlen war damals — was es immer war: ein Schauplaz der Räubereyen und Unterdrückungen; ein weiter Saal, wo eine übermüthige Versammlung betitelter Männer, mit der Zwietracht im Herzen, und den Zankgeist auf den Lippen, vom öffentlichen

Wohl reden, indem sie sich mit Säbelklingen drohen; von der Wohlfahrt des Volkes, indem sie es zertreten; und von dem Ruhm ihres Reiches, indem sie es zerrütten. Die nordischen Völker und der türkische halbe Mond, beunruhigten sie weit mehr, als die Nachkömmlinge Karls des Fünften. Vorzüglich spannte Schweden ihre Aufmerksamkeit, dessen Volks-Konstitution seiner Krone Sieg, und seinen Gefilden Glück brachte, indessen Rußland noch im ewigen Eis der Unwissenheit erstarrt lag, und Dännemark unbeweglich sein Auge auf den Ruhm seiner Vorfahren heftete. Beyde waren von gar keinem Gewicht in der Wagschale Europens.

In dem mittägigen Europa hatten die Päbste von ihren Donnerkeilen nur noch den schreckenden Wiederschein einiger ohnmächtigen Blitze übrig behalten. Der römische Hof, dem, seit Heinrich der Achte abtrünnig wurde, die Schwäche seiner geistlichen Macht einleuchtete, merkte endlich wohl, daß die Wuth, Kronen auszuspenden, sich nicht mit seinem Geize vertrage. Er fand es heilsamer, die Reichthümer der Nation zu brandschatzen, als die übermüthige Farce fortzuspielen, den Fuß auf den Nacken der Könige zu setzen; deswegen ergriff er die heimtückische Gattung von Politik, welche alle Partheyen schont, aber eben dadurch nur Schwäche verräth, und alles Gewicht verliert. Rom ist durch den Geist welcher es beseelt, Beherrscherinn der gottesdienstli-

chen Meynungen, folglich nur furchtbar in einem Religionskrieg, weil alsdann der Fanatismus unzertrennlich auf Seiten seiner Parthey ist. Aber wenn Könige mit Königen ehrgeizige Fehden ausfechten, was geht das Rom an? Es erkläre sich für Oesterreich oder Frankreich, seine Wahl ist für das Schiksal Europens ziemlich gleichgültig. Die Freyheiten der gallischen Kirche, die Leichtigkeit mit welchen sie ihre Beyträge zu den Schätzen des Vatikans zurükhalten kann, machen Rom weniger furchtbar für Frankreich, als für jede andere Macht; eine Bemerkung, die Ludwig der Dreyzehnte oft machen mußte, wenn er die Geschmeidigkeit sah, mit welcher der römische Hof ihn behandelte.

Offenbar war es also nur Frankreich, dem Oesterreichs Grösse lästig wurde. Der ehrgeizige Haß verschmähte keine Nahrung; noch war der Schimpf nicht gerächt, den Franz der Erste erlitt; und seit diesem G e f a n g e n e n v o n P a v i a, bis zu der Geburt des von Gott gegebenen, war immer die Demüthigung des Hauses Oesterreich, Seele und Triebfeder im Kabinet unserer Könige.

Heinrich der Zweyte hatte das Vergnügen genossen, auf den Gefilden von Metz die lezten Tage des alten Karls zu verbittern, aber er bezahlte diesen flüchtigen Ruhm theuer durch die Niederlagen von St. Quentin und Graveline. Nach ihm, sezte die grausame und bedächtige Politik Philipps des Zweyten, die blu-

tige Schwachheit seiner drey Söhne in ein noch helleres Licht.

Heinrich der Vierte, der gröste König, weil er der beste Mensch war, hatte durch den Entwurf des Plans der europäischen Republik, dessen Ausführung Ravaillacs Dolch vereitelte, diesem verhaßten Hause einen schreklichen Streich zugedacht. Wäre dieses von dem allumfassendsten Genie entworfene Projekt, zu Stande gekommen, so wäre zum Erstenmale das Glück der Völker eine Frucht des Hasses der Könige gewesen.

Die Verschwendung der Maria von Medicis, schien denZeitpunkt derZerstörung des HausesOesterreich auf immer zu entfernen, als plözlich Philipp der Vierte mit allen seinen Schwachheiten auftrat, und dadurch in wenig Jahren mehr verlohr, als Politik und Schlachten ihm in einem Jahrhundert nicht hatten entreissen können. Artois, Catalonien, Portugall, ein Theil von Brasilien, Macao, Goa, Mozambique, und die Azorischen Inseln, entschlüpften bald dem Scepter, von welchem das Weltall bedroht wurde.

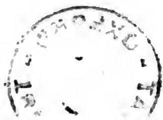
Das war die politische Lage Europens, als der von Gott gegebene den Thron bestieg, und Frankreich in einem fünfjährigen Herren, dem Menschen huldigte, dessen Eitelkeit, Ehrgeiz, Stolz, unüberlegte Verschwendung und Seelengrösse, von ferne her die Tage der Freyheit herbeyführen sollten. Seiner Eitelkeit verdanken wir die Künste, glükliche

Vorläufer der Philosophie, dieser Fackel der Sterblichen; seinem Ehrgeiz verdanken wir jene kostspieligen Eroberungen, die zum Erstenmale sein Volk ermüdeten, und Symptomen seines aufkeimenden Unwillens wurden. Sein Stolz gab uns jene traurigen Denkmäler seines Ruhms, die lehrreichen Unterricht für eine Nation enthalten, welche Aufklärung sucht. Das sind die Wohlthaten Ludwigs des Vierzehnten.

Er erbte die Unruhe, welche das Haus Oesterreich schon seinen Vorgängern machte; er erbte auch von jenen die Blindheit und Unmenschlichkeit, zu glauben, nur Schlachten und diplomatische Arglist, könnten in dieser grossen Fehde ihm Sieg verleihen. Doch war das einzige Mittel, die Demüthigung dieses Hauses, vielleicht seinen gänzlichen Umsturz zu bewirken, gerade das, an welches noch kein König gedacht hatte, und welches sogar jeder König mit Unwillen verworfen haben würde, wenn man es ihm vorgeschlagen hätte: **Die Duldung der Protestanten.** Die Religion, geschaffen die Leidenden zu trösten, süsse Ruhe den Sterblichen zu schenken, sie alle, Brüdern gleich, im Schatten des Oelbaums des Friedens zu versammeln, warum war sie in allen Zeiten eine immer wieder hervorwachsende Schlange, deren Köpfe immerdar den Hauch der Zwietracht und des Todes um sich zischten? Religion! heilige Religion! herrliches Werk des Sanfte-

sten unter den Menschen, und des einigen allmächtigen Gottes! nein, es war nicht deine Schuld, es war die Schuld der strafbaren Hände, welchen du anvertraut wurdest. Sie reichten halsstarrigen Meynungen deinen heiligen Schleyer; sie umgürteten den Ehrgeiz mit deinem ehrwürdigen Gürtel; und die Völker, welche dich lieben, dich suchen, und dich zu finden glaubt .n in den Händen derer welche das Rauchfaß schwingen, seufzen entweder unter einem Joch, welches du ihnen nicht auflegtest, oder stürzen sich blind in Verbrechen welche du verabscheuest.

In der That, die Gelegenheit war zu schön, als Kayser Matthias starb, und die Protestanten sich vereinigten, dem Hause Oesterreich die Kayserwürde zu entreissen. Damals, wenn Frankreich gewollt hätte, Frankreich, welches einst durch das Genie des Protestanten Sülly geehrt wurde, damals war der entscheidende Augenblik da; Ferdinand verlohr die Kayserkrone, und das Blut einer Million Menschen blieb unvergossen. Das späte und ungeschikte Bündnis Ludwigs des Dreyzehnten mit den protestantischen Fürsten, als der Augenblik es zu besiegeln schon vorbeygeeilt war, würde nicht das verheerende Schwerdt Gustavs über Deutschland gebracht haben, wäre es früher geknüpft worden; der Nahme Ferdinand wäre nicht mit dem Morde Wallensteins besudelt; die Menschlichkeit wäre nicht



mit Füssen getreten, wohl aber Frankreichs natürlicher Feind gedemüthigt worden. Aber da legte man in die andere Wagschale den kleinen Nahmen: ältester Sohn der Kirche, der so gros in den Augen eines überfrommen Prinzen ist, und die zeitliche Wohlfart der Priester die ihn umgaben; was Wunder daß man gerade den Weg wählte, der sich am wenigsten mit gesunder Politik vertrug. Dagegen nahm er aber auch den Beynahmen der Gerechte mit ins Grab, weil er Processionen zu stiften verstand. O ihr Mauren von Rochelle! verdiente der sterbende Ludwig der Dreyzehnte diesen Beynahmen?

Dieser Tod, ob er gleich den Thron einem Kinde überließ, das unter kriegerischem Getümmel aufwachsen sollte, schien doch die Göttinn des Sieges zurük zu winken, welche seit einem Jahrhundert Frankreich geflohen hatte; die Nahmen Conde und Turenne, erleuchteten die schöne Morgenröthe der Tage Ludwigs des Vierzehnten.

Turenne, weise, klug, liebenswürdig, einfach in seinen Sitten wie Fabricius, gründlich im Geist der Kriegserfahrenheit wie Scipio; Turenne, der schon jung mit kühner Faust Heldenpalmen brach, und im zwey und dreyssigsten Jahre Marschall von Frankreich wurde, genoß den beyspiellosen Vorzug, dieser Ehre würdig zu scheinen, ehe er sie noch erhielt, und ihrer nur werth zu scheinen, nachdem er sie erhalten hatte.

Conde, lebhaft, kühn, aufbrausend, Hannibal im Gefecht, und Coriolan im Herzen, begann die Heldenlaufbahn, die seinem Vaterlande vielleicht nachtheiliger als nüzlicher war, und lernte siegen auf den Feldern von Rocroi.

Dieser unpolitische, so zur Unzeit von Ludwig dem Dreyzehnten angesponnene Krieg, dessen anscheinender Zwek die Demüthigung Kayser Ferdinands des Zweyten war, der aber nur Richelieu's Kunstgriffen seine Geburt verdankte, der, als eine mächtige Cabale ihn stürzte, so künstlich jenen berüchtigten Tag der Narren herbey zu führen wußte, unter welchen sein Herr der Erste war; dieser Krieg dauerte fort, und die Siege von Rocroi, Freyburg, Nördlingen und Lens, die glüklich beendigten Belagerungen von Thionville und Dünkirchen, der eroberte Strich Landes zwischen Maynz und Landau, die weit grössere Ehre, die Niederlage des Turenne zu Marienthal gerächt zu haben; mit einem Worte, alle die Siegeszeichen, welchen der Ruhm den Nahmen Conde mit unauslöschlichen Zügen eingegraben hatte, liessen warlich nicht vermuthen, daß derselbe Held sich einst nicht schämen würde, an der Spitze derer auszuziehen und zu siegen, die sein Arm überwunden hatte; daß ein Traktat der Pyrenäen nöthig seyn würde, ihn mit seinem Vaterlande auszusöhnen, und so seinen Fehlern ein bleibendes Denkmal zu errichten.

Dies ist die traurige Würkung des Partheygeistes,

wo in Augenblicken einer heftigen Crisis oft der Irrthum unumschränkt herrscht, und der bravste Mann, wenn er sich schlafen legt, nicht sicher ist, mit seiner Tugend wieder zu erwachen. Oder, um richtiger zu reden, dieß sind die unvermeidlichen und beweinenswürdigen Folgen, der Ministerialgewalt; unter allen Misbräuchen derjenige, dessen Constitutions widriges Verbrechen den Untergang des Staates am schnellsten nach sich zieht, weil er den Königen selbst Despoten an die Seite sezt, deren Joch sie nur vermeiden, wenn sie zu ihren Schandthaten lächeln.

Diese Partheyen entstanden unter der Regentschaft Annens von Oesterreich, der Saame lag im Herzen Mazarins, die Nahrung im Busen des Parlaments von Paris. Dieses Corps, welches zu allen Zeiten nur dann etwas zu seyn geglaubt hat, wenn es eben aufgehört hatte etwas zu seyn, vertauschte plözlich die uralte Majestät, welche die Harlai's und Potiers ihm aufgeprägt hatten, gegen die lächerliche Larve der Kinder des Thespis. Diese Seiltänzer ähnlichen Diener der Gerechtigkeit geben sich allerley Bewegungen, ohne zu wissen warum, und bilden sich ein, das ganze Reich müsse sich mit bewegen, blos weil es ihnen so gefällig ist. Von jeher Gegenfüßler der Vernunft, verlangen sie, kein Befehl des Königs solle gesezliche Kraft haben, als wenn er von ihnen gebilligt sey, und sehen nicht, daß vermöge dieses Grundsatzes ihre strafbare Schwäche,

allen

allen jenen Entscheidungen geseẓliche Kraft giebt, welche die Gewalt ihnen entreißt. Unbegreiflicher Gemeingeist dieses Korps, immer im Widerspruch mit der gesunden Vernunft, und den man nicht würde erklären können, wenn nicht Stolz und Interesse alle Widersprüche der Menschen so ziemlich aufklärten. Ihr habt den schönen Nahmen Väter des Volkes an euch gerissen, und opfert ins geheim die Rechte des Volkes, sobald sie mit der unumschränkten Gewalt zusammentreffen. Ihr vergeßt die erste Pflicht derjenigen, welche jenen grossen Nahmen tragen: Aufopferung des Lebens; aber nie Aufopferung des Willens. Ihr gebt vor, in euren Händen ruhe das königliche Ansehen, und sobald ein König hinab in die Gruft steigt, seyd ihr die ersten, seinen lezten Willen zu entweihen; Sklavenheerde, deren geschäftlose Hand sich lange beschäftigte, das Wörtchen Freyheit auf Ketten zu graben; immer gegen Misbräuche eifernd, und nie müde die stämmigen Wurzeln derselben zu begiessen; immer im Nahmen des Volks über Ungerechtigkeit schreiend, und immer beschäftigt die Binde über seinen Augen noch fester zusammen zu ziehen; immer übersprudelnd von den grossen Worten Billigkeit, Gesez, Rechtschaffenheit, indessen ihr mit einer Hand die Gerechtigkeit für das Gold des reichen Verbrechers feil bietet, und mit der andern das Schwerdt des Henkers für den

dürftigen Unschuldigen schleift; immer eifernd gegen eigenmächtige Befehle der despotischen Gewalt, indessen ihr in einem Jahre mehr von jenen verhaßten geheimen Verhaftbefehlen (lettres de cachet) misbraucht, als ein la Brilliere in seinem ganzen Leben; mit einem Worte: immer mit dem Monarchen umgehend, wie Schulknaben mit dem Schulmeister, die ihm ein Schnippchen schlagen, wenn er den Rücken kehrt, und sich tief zur Erde beugen, wenn er sie ansieht. Ihr gebt euch von jeher für die Repräsentanten des königlichen Ansehens, das ihr entweihtet, indem ihr das Testament Ludwig des Dreyzehnten vernichtetet, und abermals entweihtet, als ihr mit Gewalt die Regentschaft Annen von Oesterreich übertrugt. Mazarin kannte diese Herren recht gut, und der Kardinal von Retz noch besser.

Wenn die Geschichte sich zum Lächeln herablassen dürfte, so würde sie hier ihren Griffel gegen Scarrons grotesken Pinsel vertauschen. Aber sie giebt den Nahmen Broussel, den König der Hallen, den schwachen Gaston, und die platten, aus vollen Händen über Anführer und Soldaten der Fronde gestreuten Zweydeutigkeiten, der Verachtung Preiß. Und wenn die Muse der Geschichte, die heute mit mehr Würde einhertritt, weil sie überall wieder auf Menschenwürde blickt, jene Gährung des Pariser Volks einen Augenblik lang ihrer Aufmerksamkeit würdigt; so geschieht das, weil sie mit Wohlgefal-

len die ersten Funken der Glut unterscheidet, welche einst in einem Nu die verhaßten Thürme der Bastille verzehren sollte; weil sie dort den nagenden Wurm im Innern der Reiche entdekt; jenen Gemeindegeist der im Schoose eines Vaterlandes Menschen zu isoliren sucht, welche ein Glaube verbindet; jenen Gemeindegeist, der mit Freuden zehn Millionen verschleuderte, um Frankreich in Flammen zu setzen, und hundert tausend Thaler versagte, um ihm den Frieden zu geben; ungefähr so, wie in unsern Tagen die Versammlung der Geistlichkeit im Schoose unermeßlicher Besitzungen Armuth log, um dem Vaterlande eine mässige Hülfe zu verweigern, achtzehn Monat nachher aber die ungeheure Summe von vierhundert Millionen bot, um den Besiz von Gütern zu erhalten, die ihr nicht zugehören. Ja, der Blick der Muse verweilt, denn überall trift er auf die Arglist der Mächtigen, die sich hinter das Interesse ihres Volks verstecken, um eben dieses Volk zum blinden Kämpfer zu machen, der die Fehde aussicht, deren Opfer er wird, selbst dann wenn er Sieger ist, und so geht endlich aus allem diesen die grosse Lehre hervor: **ohne Gleichheit ist nirgends Freiheit und Friede.**

Der Coadjutor von Retz haßte Annen von Oesterreich, und das beweißt noch nicht die Reinigkeit seiner Sitten; er haßte auch Mazarin, und das beweißt noch nicht seinen Hang zum Guten, sondern einzig und allein seine unersättliche Begier Mini-

ster zu werden, und den Kardinalshut zu erlangen. Er bediente sich hiezu, seinem Charakter gemäß, mehr des Geistes der Kabale, als der feinen Schlingen des Höflings; er conspirirte im Grossen, und wenn es wahr ist, wie der Präsident Henault behauptet, daß er immer das Ansehen gehabt habe, Intriguen ohne Zwek anzuspinnen, so war das warlich nicht sein Fehler, sondern der Fehler der handelnden Personen, die mit ihm auf der Bühne standen; das ewige Schwanken dieser Menschen, ihre unaufhörlichen Aufschneidereyen, ihr in den Tag hinein Handeln, die Ebbe und Fluth, welche sie immer und immer zwischen Verwegenheit und Albernheit, zwischen Bestürzung und Prahlerey herumwarf. Ein Herzog von Beaufort, eine Herzoginn von Chevreuse, ein Gaston und sein Hof, ein Parlament, welches aus Mitgliedern der Fronde bestand, diese sind es, welche seinen Entwürfen das Ansehn der Selbstständigkeit rauben, das ihnen gewiß nicht mangeln würde, wenn er zum Beyspiel nur Guisen zu Mitverschwornen gehabt hätte, wenn er mit einem Wort nicht auf der Bühne gestanden hätte, wie le Kain unter den Gauklern einer Jahrmarktsbude.

Dieser Mann, er sey nun inconsequent oder nicht in seinen Entwürfen gewesen, machte gleichwohl den Hof zittern, und vielleicht gar den grossen Conde, der sich gezwungen sah mit dem Hofe nach St. Germain zu flüchten. Ein Geist des Wahnsinns,

nicht jenes Wahnsinns, der zu grossen Verbrechen leitet, sondern jener Thorheit, die nur Carricaturen hervorbringt, hatte sich aller Köpfe bemeistert; der Staat war seinem Untergang nahe, und der Adel versammelte sich mit grosser Würde, geharnischt und mit dem Schwerdt an der Seite, um zu entscheiden, ob dieser oder jener Dame am Hofe ein Tabouret gesezt werden dürfe. d'Hoquincourt schrieb in den Laufgräben von Perronne Liebesbriefchen an seine Dame; la Rochefoucault scandirte Verse beym Pfeiffen der Kugeln am Thor St. Antoine; der grosse Conde entsagte der Fronde, der er zugethan war, um eine Königinn und einen Minister zu vertheidigen, die er verabscheute; die grosse Kammer (la grande Chambre) verwandelte sich in einen Kriegsrath; zwanzigjährige Räthe ernannten dort Generale, entwarfen Plane zu Schlachten, und sprachen, obgleich entnervt durch Wollust, nur von Mauern die man im Sturm erobern und der Erde gleich machen müsse, indessen Longueville, Bouillon, Beaufort und Conti, knieend die Ehre heischten, für diese toga zu sterben, die sie in ihren nächtlichen Orgien verspotteten. Sogar der unbestechliche Turenne ward von der allgemeinen Epidemie angegriffen; er verlies auf einen Augenblick seine Lorbeern, seinen Ruhm und sein Heer, um den Hochmuth der Herzoginn von Longueville einzuschlürfen. Die Tugenden der Moral begleiteten die Vernunft in ih-

rer Verbannung, und selbst das Unglück, jene grosse Lehrmeisterinn der Könige, verfehlte ihren Zwek, als sie sich den noch zu jugendlichen Blicken Ludwigs des Vierzehnten darstellte, zu einer Zeit, da er ihre grossen Lehren noch nicht zu fassen vermogte.

Dieser Nebel in den Köpfen und um die Köpfe, wurde nach und nach schwärzer. Conde gieng über zu der Parthey der Fronde, und der Coadjutor zu der Parthey des Hofes. Hier fand Retz den Kardinalshut, den er schon lange erwartet hatte, und dort fand Conde die Verrätherey, die er nicht erwartet hatte. Die Thürme von Vincennes verschlangen den Helden, und die Wollüste des Hofes fesselten den Priester, aber beyde kehrten bald wieder zu ihrer Bestimmung zurük, der eine auf das Schlachtfeld, und der andere auf das Feld der Kabale. Mazarin, gewandter als sie beyde, hatte das Ansehen, das Opfer aller Partheyen zu seyn, und war es von keiner. Poitou, Anjou und Guienne empören sich beym Anblik des Siegers von Lens. Die Spanier ergreifen die Waffen für ihn, Aufruhr schändet seine Lorbeern. Turenne, seinem Ruhme zurückgegeben, wird des wankenden Vaterlandes Stütze. Ludwig der Vierzehnte im Gefolge eines verhaßten Ministers, schleppt die Reize seiner Jugend, und das Gemählde der Verblendung seiner Mutter, von Provinz zu Provinz. Der umherschweifende Herzog von Lothringen Carl der Sechs-

te, dieser Armeenkrämer, kommt, seine Hülfe dem Meistbietenden anzutragen. Er verlangt Gold, und das versagt man ihm; er entschädigt sich durch Raub, und den duldet man. Alles bewaffnet sich, alles treibt sich bunt durcheinander, jedermann ist schwach, und jedermann behauptet stark zu seyn. Der Kardinal von Retz lauscht im Innern seines Pallastes; der Herzog von Orleans zittert in Luxemburg; das stürmische Parlament schmiedet Arrets, und der grosse Tag der Vorstadt St. Antoine naht heran.

Denkwürdiger Tag! an welchem Talent und Muth der beyden grösten Helden Frankreichs miteinander kämpften, und dessen Schiksal, um diesem Kriege den lächerlichen Stempel nicht zu rauben, die Inconsequenz eines Mädchens entschied. Mademoiselle, mehr die Gelibte des Scepters als des Königs, verlohr den Kopf so gut als ganz Frankreich, und ließ gegen die Truppen desjenigen, welchen zu heyrathen sie doch für Begierde brannte, jene eherne Feuerschlünde der Bastille richten, deren Donner der treulose Launai jüngst der unwilligen Seine zum leztenmal hören ließ.

Während dieser Reihe von Begebenheiten war Ludwig majorenn geworden. Bis dahin hatte, eingesperrt in den Pallast seiner Mutter, nur die Liebe seiner Jugend Morgenroth verschönert, und ungenüzt waren die ersten Blüten seines Geistes dahin gewelkt; ungenüzt, entweder, weil er von

Natur zur Verstellung geneigt, die Regentin und den Minister argwöhnisch zu machen fürchtete, und weil er in den Künsten des Hofes nicht ganz fremd, die Gefahr voraussah, allzufrüh ahnden zu lassen, was er einst seyn werde, wohl wissend, wie wenig einer ehrgeizigen Königinn und einem italiänischen Priester ein Verbrechen kostet, wenn es sie von dem Sterblichen befreyt, der ihnen einst furchtbar werden kann; oder weil seine noch zu schwache Seele das Vergnügen der Herrschaft noch nicht kannte, von welchem sie in der Folge trunken werden sollte; kurz Ludwig der Vierzehnte schien zu den Füssen der liebenswürdigen Mancini den Thron und dessen Pflichten zu vergessen. Er hatte, sagt man, grosse Lust sie zu heyrathen, und war Herr genug über sich selbst, diese Lust zu bekämpfen.

Ist diese Anekdote auch wahr? oder diente sie nicht, so wie viele andere, obgleich alle Schriftsteller sie erzählen, der Schmeicheley, deren Götze immer mit Wunderdingen umringt ist? Wenigstens ist hier ein Widerspruch im Charakter des Königs. Wie war es möglich, daß er in einem Alter, wo die Leidenschaften schweigen, wo man den Ueberdruß verliebten Genusses, nach der Menge und Mannichfaltigkeit dieses Genusses, die der Thron darbietet, berechnen kann, in einer Zeit, wo er so eifersüchtig über der Verletzung der kleinlichsten Vorrechte dieser Grösse wachte; wie war es möglich, daß er

damals der Frau von Maintenon seine Hand bot, die schon lange von keinem Liebesgotte mehr umgaukelt wurde, und keine Reize mehr besaß, das erstorbene Herz eines alternden Königs zu erwärmen. Im Frühling des Lebens hingegen, wo Glut das Herz füllt, und die süsse Täuschung der ersten Liebe sich zu den gebieterischen und zauberischen Gesetzen der Natur und Jugend gesellt, damals hätte dieser gekrönte Jüngling der Macht der Schönheit und des Geistes widerstanden? Ist das begreiflich? Ich bekenne daß die Unächtheit auch nur des Wunsches einer solchen Vermählung, mir durch den Heyrathscontrakt der Wittwe Scarrons erwiesen scheint. Ohne Zweifel liebte er die Mancini, und wenn er sie nicht heyrathete, so geschah es nur deshalb, weil er nicht daran dachte, weil neue Gegenstände, rauschende Vergnügungen, worinn man ihn so gern stürzte, um seine Kraft durch Weichlichkeit einzuschläfern, vielleicht auch die, seinem Alter, und vorzüglich Königen eigene Unbeständigkeit, ihn mit sich fortrissen. Man merke wohl: ein verliebter Monarch, und in wen verliebt? in die Nichte eines ehrgeizigen Ministers. Welche Macht auf Erden hätte eine solche Vermählung hintertreiben mögen? Seine Mutter, sagt man? O wäre Mazarin des Herzens seines künftigen Eidams versichert gewesen, welch' ein schwaches Hinderniß blieb dann die Gewalt Annens von Oesterreich!

Wenn gleich diese Geschäftlosigkeit ihn auch zu der liebenswürdigen Connetable Colonne und ihren Schwestern führte, wo sein Geist Politur erhielt; wenn gleich das Bedürfnis die Zeit zu tödten, ihm die ersten Meisterwerke des Corneille, und überhaupt die wenigen guten Bücher, die damals vorhanden waren, in die Hand gaben, welche seinen Geschmak bildeten, so schöpfte er doch auch damals jene für Frankreich so traurige Neigung zur Pracht, welche von den Liebeshändeln der Könige unzertrennlich zu seyn pflegt. Diese Pracht wurde eine Geisel für Frankreich, und welchen Glanz auch seine Regierung über sein Jahrhundert verbreitet haben mag, so bleibt es doch immer eine zu drückende Bürde für ein Reich, in seinem Beherrscher, einen Alexander im Kriege, und einen Sesostris im Frieden zu besitzen. Als er auf den Thron stieg, bedurfte der Staat mehr eines Königs mit weiser Sparsamkeit, als mit Ruhm geziert. Das Glück der Völker ist kostbarer als das Interesse der Künste. Nicht die Künste geleiten die Philosophie zu uns; sondern jenes sanfte Wohlbehagen, jener bescheidene Ueberfluß jedes einzelnen Staatsbürgers, diese sind die Vorläufer der Himmelstochter Weisheit. Aus einer gewissen gleichen Verbreitung der Glücksgüter, entspringt jene Gleichheit der Menschen, das erste Gesez der Natur. Der Prunkreichste König ist der ärmste König, und das Elend eines Volkes ist leicht nach den Diamanten seiner Krone zu berechnen.

Unter allen Herren, war Ludwig der Vierzehnte derjenige, den ein Colbert am wenigsten ertragen konnte; ihr gegenseitiger Stolz hemmte oft das Rad der gemeinen Wohlfahrt. Ein Mann wie Colbert war nothwendig für Frankreich, Ludwig der Vierzehnte war das nicht. Nach der wüsten Haushaltung Mariens von Medicis; nach den thörichten Verschwendungen Richelieus, für seine Creaturen, für Gefängnisse und katholische Heere; nach Annens von Oesterreich kostspieligen Zänckereyen mit dem Königreiche, und ihrer verschwenderischen Anhänglichkeit für Julius Mazarin, hätte ein König wie Carl der Fünfte auftreten müssen. Aber wenn die Völker einmal dem Rechte, sich einen König zu wählen, entsagt haben, so thut Gott um ihrentwillen kein Wunder, und giebt ihnen nicht immer einen, wie ihr Herz ihn begehrt.

Der, für die noch kraftlose Unterschrift Ludwigs des Vierzehnten, ehrenvolle Münstersche Friede, welcher kurz vor seiner erlangten Majorennität geschlossen wurde, war heilender Balsam für die innerlichen Zerrüttungen, und weissagte im voraus alle die Gewalt, die dieser König einst über seine Nachbarn haben würde. Durch diesen Frieden, der zwischen Ludwig, Ferdinand, der Königinn von Schweden und dem deutschen Reiche geschlossen wurde, sind das Elsaß und die drey Bisthümer zu Perlen in der französischen Krone geworden.

Bald nachher wurde Ludwig majorenn, aber nicht König, denn Mazarin lebte noch, und mit ihm die unglückschwangern Inconsequenzen des Hofes, der Fronde, und des Prinzen Conde. Die Spanier waren allein klug, wenn man anders eine Nation klug nennen darf, die nicht edelmüthig handelt; sie zogen Vortheil von der Anarchie der Gewalt, sie drangen ein in die Picardie, in Champagne, in Lothringen, in Guienne, in Burgund; und indessen der Bischof von Soissons zu Rheims, den albernen Gebrauch Könige zu salben, dessen die Kirche sich anmaßt, fortpflanzte, waren die Spanier fast an den Thüren des Tempels, in welchem Ludwig aus den Händen eines Priesters eine Krone empfieng, die das Volk allein ihm geben konnte.* Diese Ceremonie schien indessen sein Glück aus dem Schlafe zu wecken: Stennai wurde erobert, die Belagerung von Arras aufgehoben; beydes verdankte man den Talenten eines Fabert, Turenne, de la Ferte und d'Hoquincourt. Die Spanier fühlten bald den Wechsel des Glücks, und Conde die Nothwendigkeit einer Verzeihung.

Damals erschien in Frankreich jene berühmte Königinn Christine, vielleicht die einzige ihres Geschlechtes, die fähig war einer Krone zu entsagen. Tochter des grossen Gustavs, im Felde gebohren, mangelte ihr nur noch das Schauspiel einer Schlacht, um ihre Tapferkeit neben die ihres Vaters zu stel-

len. Sie vereinigte mit der selbstständigen Kraft einer Semiramis, die kriegerische Ausgelassenheit einer Zenobie; sie besaß mehr den Prunk als den Kern der Tugenden. Eine Art Unruhe, die ihrem Charakter anhieng, war die Ursache ihres Herabsteigens vom Throne, nicht aber, wie sie von sich selbst rühmt, die Liebe zu den Wissenschaften, sondern ein Bedürfnis den Platz zu wechseln, ein Gelust der Unbeständigkeit. Sie war ein Mann von Kindheit auf, aber dieser Mann war kein Held, dieser Mann war auch kein Weltweiser, sondern ein Abentheurer. Dieser Rolle blieb sie immer treu, nur eine Viertelstunde lang in ihrem Leben war sie Weib, und diese Viertelstunde ist mit einem Verbrechen bezeichnet. (*) Man darf sie indessen wohl unter jene seltenen Wesen rechnen, deren Erscheinung auf der Erde den Ideen des Menschen einen erhabenen Schwung giebt. Das fühlte Cromwell wohl, als er ihr verbot nach England zu kommen; aber bey dieser Gelegenheit war Cromwells Politik äußerst kindisch; Christine ward geschaffen, ein Studium dem Weltweisen, ein Schauspiel dem Volke, und nicht ein Muster den Fürsten.

Paris bewilligte ihr unerhörte Ehrenbezeugungen. Zwanzigtausend Bürger empfiengen sie in den Waffen, die Strassen waren mit Tuch bedekt, und mit Sand

*) Vermuthlich spielt der Verfasser hier auf die Geschichte des unglüklichen Stallmeisters an. A. d. U.

bestreut; der Thronhimmel, welchen sie ausschlug, gieng vor ihr her. Dieser Enthusiasmus für die Könige, sie mogten gut oder schlecht seyn, war lange Zeit eine Krankheit der Hauptstadt. Die Freiheit hat sie endlich davon geheilt.

Diese Freiheit, diese Tochter der Menschlichkeit, war noch fern. Die erste Handlung Ludwigs des Vierzehnten, welche man mit dem Nahmen Wohlthat schmükte, war die Erbauung des allgemeinen Hospitals, bestimmt diejenigen Armen einzusperren, welche die damalige Noth auf den Strassen herumtrieb. Die zärtlichen Blicke der Hoffrauen und Höflinge jener Zeit, welche in Christinen nichts gesehen hatten, als ein Weib von übelm Ton, deßen Kopfzeug Schrecken einjage, und das im Tanze nie Tact halte, wurden vermuthlich durch diese vervielfältigten Gemählde des öffentlichen Elends beleidigt, und die Hand, die ihren schmuzigen Seelen diese überlästige Lehre ersparte, war für sie die Hand eines Gottes. Aber welch' ein Gott! der in seinem Herzen kein anderes Mittel findet, das Unglück zu erleichtern, als Kerker, indessen er auf der Oberfläche der Erde über eine Strecke von einigen tausend Meilen herrscht, deren ein Viertel unangebaut ist.

Inzwischen nahte der Pyrenäische Friede, und Mazarin, bald verbannt, bald zurükberufen, aber immer noch im Besiz einer Grösse, die ihn selbst in Erstaunen sezte, legte nun den ersten Grundstein

des Gebäudes, welches sein Genie schon längst entworfen hatte, und behauptete endlich einen Plaz unter den großen Ministern, indem er, durch die Vermählung seines Herrn mit der Infantin von Spanien, dem Hause Bourbon es leicht machte, die Stufen des spanischen Thrones zu ersteigen.

Wenn der Staatsmann, indem er sich ins Ministerium hinauf schwingt, wüßte, wie tief diese Erhebung vielleicht seine Rechtschaffenheit erniedrigen wird, wenn er anders den Nahmen eines grossen Ministers erringen will, es würde keiner um diesen Preiß Anspruch auf jenen Titel machen. Eine demüthigende Wahrheit für die Menschen! Es giebt also in den grossen Gesellschaften ein Amt, wo ein ehrenvoller Ruf allein von der gänzlichen Vergessenheit oder Verachtung der ersten Grundgesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit abhängt, und dieses Amt — ist das eines Ministers. Das ist ein den Monarchien eigenes Laster, es ist vielleicht ihr einziges Laster, und der Ursprung der Herabwürdigung der Sitten. Wo Menschen wohnen, da wohnen auch Leidenschaften, viele gehören nur ihrem Jahrhundert an, aber der Ehrgeiz ist die Leidenschaft aller Jahrhunderte; es giebst sonst kein Amt, in welchem nicht die Tugend den Ehrgeiz veredeln, und sogar rechtfertigen könnte, der Plaz eines Ministers ist der einzige, wo Tugend ihn nur herabsezen würde. Und was soll am Ende aus den Sit-

ten eines Volkes werden, welches einen Posten unter sich duldet, in welchem das Vergessen aller Tugenden den Tempel des Rufes öffnet. Zur Ehre der Menschheit sey es gesagt: wenn die grossen Minister selten sind, so ist das ein Beweiß, daß es viele ehrliche Leute in der Welt giebt. Ein erhabener Geist, mit einem verdorbenen Herzen vergesellschaftet, ist ein Phänomen in der Natur. Es ist traurig zu bekennen: der Ruhm eines Ministers ist auf die ganze Schnellkraft grosser Männer, und auf die abgehärtete Rauhheit grosser Verbrechen gegründet.

Wieviel übels hat nicht jenes grosse Werk Mazarins verursacht! wieviel Blut hat es nicht gekostet! welche Schätze hat es nicht verschlungen! mit welcher Angst und Unruhe hat es nicht selbst seinen stolzen Herren gefoltert! Mazarin besas zu viel Unterscheidungskraft, um das nicht vorauszusehn; aber dies Werk sollte seinen Ruhm verewigen, und was sind die Rechte der Menschheit für den, der diesem Götzen opfert. Genug daß der Scepter Spaniens in der Hand Philipps des Fünften, ihm den Rang eines grossen Politikers erwirbt, indessen Don Ludwig de Haro, der rechtschaffenste Mann seiner Zeit, leicht zu betrügen, weil er selbst nie betrog, leicht vertrauend fremdem Wort, weil er so viel auf das Seinige hielt, kurz, der würdigste Minister, wenn Freymüthigkeit nicht ein grosser Fehler

an

an einen Minister wäre; indessen dieser Biedermann, ohne sich etwas davon träumen zu lassen, unwiederruflich die Demüthigung eines Herrn unterzeichnet, dessen Freund und getreuester Unterthan er war.

Während Mazarin dem Hause Bourbon Thronen, Frankreich Thränen, und Europa Schlachten zubereitete, rächte der Tod die Welt an Cromwell. Die größte seiner Schandthaten war der Mord Carls des Ersten, die schwärzeste aber, der Raub der Freyheit. In schreklicher Mischung herbergte sein Busen die Härte des Brutus und die Treulosigkeit des Catilina, die Abscheulichkeit Sejans und die Heucheley Mahomets. Seine Seele war ein Abgrund, in welchen alle Tugenden grosser Männer sich hinabstürzten, um sich dort in Laster zu verwandeln. Der einzige Tyrann in seiner Art, ist er auch der einzige, von welchem selbst das Grab die Welt nicht befreyt hat. Sein Andenken ist eine Geisel für die Befreyer der Menschen. Bis an das Ende der Tage wird das scheusliche Verbrechen auf ihm ruhn, Argwohn zwischen Völker und ihre Befreyer ausgesäet zu haben. In allen Zeiten werden durch Cromwell die Nationen später frey werden; und er ist der einzige Tyrann, dessen Andenken durch sein Verbrechen würdig ist, der Verachtung eines freyen Volkes nicht zu entwischen.

Cromwells Tod, und mehr noch die Tugenden

seines Sohnes Richard, gaben den fast vergessenen Rechten Carls des Zweyten neues Leben. Er war rechtmässiger Erbe der drey blutigen Kronen des unglüklichen Carls des Ersten; er kam jezt, um den Ministern von Frankreich und Spanien seine Titel und seine Armuth vor Augen zu legen. Spanien verbarg hinter scheinbarer Erschöpfung seine würkliche Gleichgültigkeit. Frankreich, dessen Organ Mazarin war, gab sich nicht einmal die Mühe, die Verachtung zu bemänteln, welche es den bey Dumbar und Worchester Ueberwundenen fühlen ließ.

Carl dem Zweyten blieb also keine andere Hülfe übrig, als der Himmel, und der Himmel half ihm. Seine Zurückberufung nach England, ist eine von jenen sonderbaren Revolutionen, welche der menschliche Geist nicht vorher zu sehen vermag. Ohne ein anderes Gefolge, als das seines Unglüks, welches oft mächtiger als Waffen auf ein grosmüthiges Volk Eindruk macht, gieng er auf Moncks Ruf zurück über das Meer, und ganz England, in Thränen schwimmend, erwartete ihn am Ufer. Dieses rührende Gemählde, diese würdige Aussöhnung des erzürnten Geistes Carls des ersten, diese grosse Lehre, welche Königen zeigt, daß sie über Menschen herrschen, und welche Jakob der Zweyte, der an der Seite seines Bruders sie empfieng, in der Folge so schlecht benuzte, glich der unerwarteten Catastrophe eines Trauerspiels, welche den geängsteten Zuschauer angenehm überrascht.

Während die Engländer ihre Freyheit gründeten, indem sie den populären Carl den Zweiten an dies, Königsohren so fremde Wort gewöhnten; während sie die Testacte schufen, deren Wiederruf Jakob den Thron kostete; und der höfischen Verschwendung Grenzen sezten, durch die Pension welche sie ihrem Monarchen auswarfen; zogen die Franzosen ihre Fesseln noch enger zusammen, da sie Ludwig den Vierzehnten zum erstenmale den berauschenden Weihrauchdampf einathmen liessen. Sein Einzug in Paris, nach seiner Vermählung war ein Triumph: Mazarin theilte die Ehrenbezeugungen dieses Festes, an welchem die Schmeicheley, mit kriechendem Herzen und einer Hymne im Munde, den Purpur besudelte, der überall das Pflaster dekte, welches noch von dem, durch den Ehrgeiz dieses Mannes, am St. Antoniustage vergossenen Blute rauchte. Er war mächtig und alles war vergessen; aber die Triumphbogen deckten den Pfad der zum Grabe führte; er steigt hinab — der Minister verschwindet — und Ludwig der Vierzehnte regiert.

Seine ganze Bitterkeit, welche der lange Zwang unter Mazarins Vormundschaft in ihm erzeugt hatte, hauchte er nun mit einem male in jenen berühmten Worten aus: „Hätte er länger gelebt, ich weiß „nicht was ich gethan haben würde.„ O Ludwig! du frägst was du hättest thun sollen? einen unverschämten Fremdling, dessen Ehrgeiz ein ewiger Zank

apfel unter den Grossen deines Reiches war, entfernen, sobald du den Thron bestiegst; dein Volk erlösen von dem Manne, der es für den Fußschemel seiner Grösse gehalten hatte, der es zu Grunde richtete und dessen anmassender Pomp eine Beschimpfung war für das Volk und für dich. Da du nun aber einmal zu schwach warst um gerecht zu seyn, so hättest du wenigstens nicht nach seinem Tode von ihm reden sollen, wie Nero vom Burrus gesprochen haben würde.

Aber Mazarin hatte zu dem Marschall von Gramont gesagt: Ludwig trage mehr Stoff in sich, als zu vier Königen nöthig sey. Vier Könige! ein schrekliches Wort! vier Könige, nach Mazarins Grundsäzen, würden vier Tibere seyn. Diese Worte in Mazarins Munde würden Ludwig zur Schande gereichen, wenn er nicht hinzu gesezt hätte: „und Ein ehrlicher Mann.„ Und darinn hatte er recht, Ludwig der Vierzehnte als Privatmann, wäre ein ehrlicher Mann geworden, seine stolze Eitelkeit führte sein Herz irre. Einige seiner Einrichtungen tragen den Stempel der Gerechtigkeit, zuweilen gar der Menschenliebe; aber man hat doch auch dafür gesorgt, daß allenthalben die Königswürde durchschimmere, denn der Glanz des Scepters, der sie überall umgiebt, lähmt oft die großmüthige Hand, die sich ausstreckt, um ihre Gebrechen zu ergründen.

Gemeiniglich legt der Stolz den Herzen der Könige Stillschweigen auf. Unglüklicherweise für Lud-

wig den Vierzehnten war sein Stolz von einer andern Gattung, denn jenen zu bändigen halte ich ihn groß genug; dieser hingegen flößte ihm oft grosse Hingebungen des Herzens ein, und was blieb dann noch zu hoffen übrig! sobald der Stolz aufgehört hat, niederträchtig zu seyn, sobald gleicht er der Tugend, und König und Volk sind betrogen. Weder die Schmeichler noch die Höflinge allein haben Ludwig den Vierzehnten verdorben; die ehrlichen Leute seines Jahrhunderts haben weit mehr dazu beygetragen; das werde ich an einem andern Orte beweisen. Sie schrieben ihr Lob immer ganz auf Rechnung der Großmuth des Herzens, der Stolz allein maßte sich dessen an, und verdoppelte sich um das Lob zu verdienen; Monarch und Volk betrogen sich wechselseitig über das Motif der Huldigung.

Die meisten Könige überlassen sich, wenn sie den Thron besteigen, eher den Freuden der Königswürde, als sie ihre Pflichten kennen zu lernen versuchen. Ludwig der Vierzehnte ist preißwürdig, weil er umgekehrt handelte, sogleich für die Arbeit, und erst dann für die Freuden König war. Die ersten Tage nach Mazarins Tode verschlang der Staatsrath, und dieser drey und zwanzigjährige Jüngling, den man so lange nur Ludwig dem Dreyzehnten dienstbar gesehen hatte, entwickelte plözlich jene Kraft der Oberherrschaft, welche er der Natur verdankte. Seine ersten Worte waren ein Tadel der

Verwaltung des Kardinals; er sprach von seinen Entwürfen für die Zukunft, nicht wie ein Mensch der guten Rath begehrt, sondern als Herr, der mit der Ueberzeugung vertraut ist, seine Art die Dinge zu sehen sey die beste. Er mogte sie immerhin gut glauben, da er mit einem viel umfassenden Geiste begabt war, aber sein Betragen giebt hier ein gefährliches Beyspiel. Es giebt wenig Ludwige, und viel Könige, denen guter Rath heilsamer ist, als Gehorsam. Aber indem wir ihm die verdienten Lobsprüche ertheilen, müssen wir mit Wahrheit hinzusetzen, daß wenn er für das Wohl seiner Völker mit Gefühl und Einsicht sprach, er gleichergestalt merken ließ, daß es gefährlich sey, seinem höchsten Willen zu wiederstreben. So erfuhr Frankreich bald, daß es aufgehört hatte, eine Monarchie zu seyn.

Vorzüglich befanden sich die Finanzen in einem traurigen Zustande. An ihrer Spitze stand Fouquet, ein Mann wie der Kardinal ihn brauchte, der sich zu den Räubereyen des ersten Ministers herlieh, wenn man ihm nur bey seinen eigenen durch die Finger sah. Das Elend des Reichs schimmerte in den prächtigen Säulengängen von Vaux, und mahlte sich im Grossen in der stolzen Garde des Kardinals.

Colbert, Fouquets Geschöpf und Zögling, ließ ihn die Neigung ihres gemeinschaftlichen Wohlthäters schwer entgelten. Colbert war auch nur Höfling ehe

er ein grosser Mann wurde, er ließ sich zu Verfolgung herab, wo er allein durch seine Talente seinen Gegner hätte stürzen können.

Der eigensinnige und auffallend sichtbare Hang Ludwigs des Vierzehnten zu grossen Dingen, brachte grosse Männer jeder Gattung hervor, in den Geschäften, im Kriege, selbst in den Vergnügungen; aber alle besassen die Geschiklichkeit, ihn grösser scheinen zu lassen, als Alles was sie für ihn thaten. Warum wurde zum Beyspiel, wenn wir sie reden hören, die Akademie der Innschriften gestiftet? Um der Nachwelt die Freude zu machen, Ludwigs Ruhm auf den Medaillen wieder zu finden, die seinen grossen Thaten bestimmt waren. Warum bildeten sich grosse Feldherren in der Kunst zu siegen? Weil Ludwigs Gegenwart bey der Belagerung von Stenai, den Lorbeern die sie zu seinen Füssen legen würden, ein gnädiges Lächeln zusicherte. Warum waren seine Gesandten an fremden Höfen so geschäftig jeden kleinlichen Verstoß gegen die Etiquette zu rügen? weil diese Huldigung ihm auf gewisse Weise zu sagen schien, Europa erkenne ihn für den Herrn seiner Herren. Wenn festlicher Pomp ihn umringte, so verstand man immer die Kunst, ihn glauben zu lassen, nicht seine Unterhaltung sey der Zwek desselben, sondern man bedürfe seiner Gegenwart, um die Künste zu verherrlichen. So gebahr überall das Verlangen, seinen Neigungen zu schmeicheln, grosse

Männer. Die Nothwendigkeit, welche man fühlte, ihn hoch über das hinauf zu setzen, was man für ihn that, war selbst ein Hindernis aller Mittelmäßigkeit, weil diese leztere die Hochachtung welche er für sich selbst hegte, in ihm vermindert haben würde.

Dieses Studium seiner Neigungen, welches unter seinem Scepter alle diese Leute zu Glück und Ruhm führte, wurde dem einzigen Fouquet verderblich. Das Carrousel hatte Ludwigs Hang zu glänzenden Festen verrathen, man gab ihm jenes berüchtigte und unglükliche Fest zu Vaux, wo der Minister die Ungeschiklichkeit besaß, grösser zu scheinen als der Monarch, und der Monarch klein genug dachte, sich nicht zu stellen, als werde er es nicht gewahr. Vergebens will uns die Schmeicheley, welche einen Menschen der Kronen trägt in jeder Minute zum Gott lügt, überreden, Fouquets Fall, von seinem königlichen Gaste mitten in seiner eignen Freistatt beschlossen, sey die Würkung eines plözlichen Unwillens beym Anblick seiner Asiatischen Pracht gewesen. Laßt uns aufrichtig seyn und gestehen, daß das Schloß von Vaux, herrlicher als das Schloß von St. Germain, damals das einzige Verbrechen des Finanzministers, und sein Proceß nur die Würkung gekränkter Eitelkeit war. Laßt uns ferner bekennen, daß diese Eitelkeit Ludwig den Vierzehnten beynahe zu einem Verbrechen, welches nur Tyran-

nen aufgespart wurde, verleitet hätte: zur Entweihung des heiligen Rechtes der Gastfreundschaft; daß nur der geringere Schimpf des unüberwindlichen Hanges zum Vergnügen, ihn vor dem grössern öffentlichen Schimpf, Fouquet sogleich in Fesseln schlagen zu lassen, bewahrte, weil das die Freude des Hofes gestört haben würde, und der beste Beweiß, daß nicht die Liebe zur allgemeinen Wohlfart die Rache Ludwigs anfeuerte, ist der: daß er den Minister verfolgte, als ein rächender Tyrann, und nicht als ein Beschützer seiner Unterthanen.

Während sich so ein König erniedrigte, rang ein blosser Privatmann nach Ruhm, und Fouquets Fall geleitet Pelisson zur Unsterblichkeit. Süsse, tröstliche Herrschaft der Tugend! wenn du hin und wieder in den Welt-Annalen erscheinst, so erhohlt sich der Leser vor deinen schönen Gemählden von dem Ueberdruß welchen der, bald mit Blut besudelte, bald kindische Ruhm in ihnen erwekte. Die seltene Freundschaft Pelissons für seinen gestürzten Herrn, bedarf keiner Denkmäler von Bronze wie die Thaten der Könige; ihr Denkmal ist in den Herzen der Menschen.

Colbert stand nun auf den Trümmern von Fouquets Glück, und erhielt sich darauf als ein grosser Mann. Louvois war bestimmt, die Gunst des Monarchen mit ihm zu theilen, doch nicht die Gunst der Nachwelt. — Warum? — Louvois arbeitete

nur für den König, und Colbert für die Menschen. Ihm dankt die Menschheit den schönen Grundsatz, welchen er Ludwig dem Vierzehnten einflößte: nicht gleichgültig gegen das Urtheil der Welt zu seyn, und würklich Tugenden besitzen zu müssen, weil ganz Europa so viel von seinen Tugenden sprach. Er verstand die unnachahmliche Kunst, Ludwigs Leidenschaften zu fesseln, indem er alles Gute, bestimmt Aufsehen zu erregen, in seinem Nahmen that. So ärndete Ludwig den Lohn des Guten, das seinen Ursprung nicht ihm selbst verdankte, so wurde er geliebt, ehe er noch liebenswürdig war; so wußte man durch den Preiß eines Dinges, ihm den Wunsch nach diesem Dinge zu entlocken.

Louvois im Gegentheil, gab ihm einen andern Gesichtspunct; er gewöhnte ihn, die Thränen die er den Völkern kostete, ihnen noch für Ehre anzurechnen; er jagte, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Fühlbarkeit durch den Donner der Kanonen, aus seinem Herzen; im kriegerischen Getümmel erstikte er die Tugend, und hinderte sie, den Trugschlüssen königlicher Gewalt entgegen zu arbeiten.

So unterjochte Colbert den Monarchen, um die Welt an seinen Triumphwagen zu fesseln, und Louvois lies den königlichen Menschen den Zügel schiessen, um Europa an seinen Thron zu ketten.

So führte ihm Colbert das Lob in rosenfarbenem Gewande vor, und Louvois schmiegte es in langen Trauerkleidern zu seinen Füssen.

So ist Louvois der Nachwelt Rechnung schuldig, von dem Guten welches Ludwig der Vierzehnte nicht gethan hat; und die Nachwelt ist Colbert Rechnung schuldig, von dem Bösen, welches der von Gott gegebene unterließ.

Es ist sonderbar, daß diese Antithese der Geister, sich fast in allen grossen Männern jenes Zeitalters wieder findet. Es scheint, das Genie habe sich damals nur mit den beyden Extremen vermählt, mit der größten Sanftheit, oder der größten Unbeugsamkeit. Dieser wunderliche Eigensinn war in allen Ständen unverkennbar, im Ministerium, in der Armee, in den Gerichtssälen, in der Kirche, in den Wissenschaften, ja sogar in den Weibern.

In der Armee: Turenne, der Sanfteste der Sterblichen, und Luxenburg der Hartnäckigste; Catinat, der Friedlichste, und Villars, der Herrschsüchtigste.

In den Gerichtssälen: Lamoignon, der Menschlichste, und Voisin, der Strengste.

In der Kirche: Bossuet, der reizbarste Prälat, und Fenelon, der Sanftmüthigste. Bourdaloue, der beissendste Redner, und Massillon, der Beugsamste.

In den Wissenschaften: Racine, der Tieffühlendste unter den Schriftstellern, und Boileau, der Unduldsamste unter den Dichtern. La Fontaine, der Einfachste unter den Menschen, und Moliere, der am wenigsten Geschmeidige.

In den Künsten: le Brun, der stolzeste der Mahler, und Mignard, der zärtlichste Freund. Le Notre, der bescheidenste, und Mansard, der aufgeblasenste Höfling.

Unter den Weibern: Scuderi, die Sanfteste, und Dacier, die Stolzeste; la Valliere, die Empfindsamste, und Montespan, die Uebermüthigste; Fontanges, die Wollüstigste, und Maintenon, die größte Spröde.

Mit einem Wort: überall vermählte sich das Genie mit der Härte, oder lieh der Sanfmuth Stärke; überall weigerte es sich, zu jenen Mittel-Charakteren herabzusteigen, und ihnen durch seine Gegenwart Glanz zu geben.

Jezt dürfen wir glauben, daß diese, der Ordnung der Natur anscheinend wiedersprechende Verurtheilung der Geistesgaben, eines der moralischen Mittel war, dessen sich die Vorsehung bediente, um die Freiheit herbey zu führen. Da sie die grossen Männer jener Zeit solchergestalt unter zwey feindliche Fahnen ordnete, so mußten nothwendig, durch das ewige aneinander reiben, beyder Partheyen, Funken sprühen, welche stark genug waren, die Fackel der Philosophie anzuzünden. Diese Philosophie, eine Tochter beyder Partheyen, hat die Irrthümer ihrer Väter abgeschüttelt, sie leiht von der Unbeugsamkeit jener, nur die stolze Liebe der Freiheit, und von der Sanftmuth dieser, nur die Menschenfreund-

lichkeit. Sie hat den Menschen unmerklich zu Schätzung und Abwägung seiner Rechte, zu Eingrenzung willkührlicher Macht, und zu Wiederaufbauung derjenigen Gewalt geleitet, welche die Menschenrechte schüzt. So haben die Sklaven Ludwigs des Vierzehnten, (gefährliche Sklaven, weil sie wider die Gewohnheit Biedermänner waren,) ohne es selbst zu wissen, den ersten Ring der Kette gelöset, welche Frankreich schleppte.

Der Wirrwarr der Geschäfte und Freudenfeste, der Sporn der Ehre, und die Reize der la Valiere, machten für jezt das fromme Amt des Pater Ferrier unnüz. Die unbedeutende Geschäftlosigkeit des Jesuiten, der vor einem la Chaise und Tellier hergieng, ließ damals noch nicht ahnden, daß das Amt eines Beichtvaters am Hofe einst so wichtig seyn werde. Ferrier, der, obgleich Priester, doch auch Mensch war, wollte, da er das Unkraut auf den ihm anvertrauten Gefilden nicht ausjäten konnte, Ludwig den Vierzehnten wenigstens den Anhängern des Jansenismus entreissen, wenn er ihn auch nicht für Gott gewinnen könnte. In unsern Tagen der Aufklärung, wo wir gelernt haben, die täuschende Wolke zu durchschauen, in welche die Sacerdocratie ihre Leidenschaften hüllt, sehen wir recht gut, daß nicht der berüchtigte Augustin des Bischoffs von Ypern das eigentliche Verbrechen des Jansenius war; sondern die doppelte Gesandschaft, welche die

Universität von Louvain ihm an den König von Spanien auftrug, um den Jesuiten die Lehrstühle in dieser Stadt zu untersagen. Der beleidigte Stolz rügte an dem Buche, den Schritt welchen der Verfasser gewagt hatte, und tauchte, wie gewöhnlich, das Rachschwerdt in die blutenden Wunden der Religion. Wollte man strenge untersuchen, man würde finden, daß alle fromme Streitigkeiten, alle Sekten, selbst alle Ketzereyen, sich immer nur auf Halsstarrigkeit des Irrthums von einer Seite, und auf Starrköpfigkeit der Vernunft von der andern gegründet haben; daß alle die unversöhnlichen Feindschaften in der römischen Kirche, nur der Verblendung beyder Partheyen ihren Ursprung danken, welche an den Zänkereyen einiger heftigen oder rachsüchtigen Köpfe Antheil nahmen, deren ganze Kunst darinn bestand, das Motif ihrer Streitsucht wohl zu verstecken.

Glüklicherweise waren die Schlachten, welche der Jansenismus und der Molinismus sich lieferten, nicht blutig; aber haben sie drum der Menschheit weniger Schaden zugefügt? Wenn die Unfehlbarkeit der Päbste eine der Stützen der Römischen Kirche war, so haben sie diese Stütze untergraben, denn in allen den widersprechenden Urtheilen, welche diese und jene in dieser allzulangen Untersuchung füllten, müssen doch wohl diese oder jene sich betrogen haben; wenigstens dürfen wir vermuthen,

daß die Sache an und für sich selbst nicht wichtig genug war, um durch die Entscheidung auf ihre Urtheilskraft, oder auf ihr Gewissen einzuwürken. Aber der grosse Haufe ergründet nicht, und es ist doch nothwendig für die Religion, daß ihre Handhaber, diesem grossen Haufen keine Blösse geben, weil sie unglüklicherweise nicht sich allein, sondern den Gottesdienst zugleich mit lächerlich machen. Diese beweinenswürdige Zänkerey entflammte die Köpfe hundert Jahre hindurch; sie bewaffnete den Richter gegen den Priester, und den Altar gegen den Thron; sie that Bossuet Schaden, da sie seinen Charakter zu sehr ins Licht stellte; sie begieng das unverzeihliche Verbrechen, die Tage des guten Fenelon zu vergiften; dessen Nahme allein eine Lehre der Menschlichkeit enthält; sie erwekte einem Arnold, einem Nicole, einem Pascal Feinde, die nur Bewunderer hätten finden sollen; sie verbreitete eine Art von Wichtigkeit über die kindische Gunst des Paters la Chaise, und über die kleinlichen Aufhezereyen des Paters le Tellier; sie war eine neue Quelle von Unterdrückungen für Frau von Maintenon, die einzige würklich fromme Frau, deren Frömmigkeit der Afterfrömmigkeit glich; sie entriß den lezten Tagen Ludwig dem Vierzehnten die Fühlbarkeit, jene gesegnete Frucht des Unglücks, jene einzige Hoffnung der Verzeihung, welche Königen übrig bleibt, wenn das Volk ihrer Grösse überdrüssig geworden ist; sie

beschleunigte endlich vielleicht in neuern Zeiten die lezte Stunde des guten Clemens des Vierzehnten, jenes Heiligsten unter den Weltweisen des Vatikans.

Und wenn man diese grossen Ströme durch alle die kleinen Quellen von Irrthümern verstärkt, welche sich aus einer Privatgesellschaft in die andere schlängelten; die Verfolgungen des Quietismus; die Fesseln der Madam Guion, die nur Mitleid verdiente; das öffentliche Aergerniß, welches sich auf der Schwelle von St. Medar gelagert hatte; die in ihren kleinen Freystätten donnernden, und bald wie Herbstblätter zerstreuten Pfaffen; die dem Tempel der Gesetze entrissenen Magistratspersonen; Väter, Kinder, Gatten und Gattinnen, immer zwischen Gefahren schwebend, um einiger Worte willen, die sie nicht einmal verstanden; die Sterbenden, welche vergebens nach den lezten Sakramenten schmachteten; das wütende Volk, welches die Särge der Todten beschimpfte; mit einem Worte: die Zerrüttung im Innern jedes Hauses, die Verwirrung in den Strassen, und das unanständige Betragen in den Gotteshäusern; so wird man zugestehn, daß, Schwerdt und Dolch ausgenommen, dieser heilige Krieg eben so viel Unglück angerichtet hat, als seine ältern Brüder.

Die jungen Schlangen des Fanatismus zischten noch kaum, als die ersten Strahlen von Ludwigs Ruhm durch den Schatten der Friedenspalme hervorbrachen. Europa war ruhig, und fünf Millionen

hatten

hatten Frankreich den Hafen von Dünkirchen erkauft, diesen Gegenstand des immerwährenden Neides der Engländer, welcher damals der Verschwendung Carls des Zweiten geopfert wurde. Alles erhielt jezt ein Ansehen von Grösse. Paris vervielfältigte seine Palläste, um den prächtigen Nahmen Babylon zu verdienen, den die Verderbtheit der Sitten ihr nachmals als wohlerworben zugestand. Unter dem Schutz eines Colbert umgürtete sich der Genius Frankreichs mit einem reichen Gürtel; der Ackerbau verschönerte die Gefilde; die Künste bereicherten die Städte; die Freigebigkeit des neuen Mäcens suchte in der Ferne den Weisen, der nur selten in seinen friedlichen Zufluchtsort durch das Andenken der Könige beunruhigt wird. Die nordischen Fichten formten sich unter dem Eisen des französischen Arbeiters, und fesselten die Ehrfurcht Europens an Frankreichs Ufer; die Schmeicheley schrieb auf das Diadem jenen lateinischen Solleçismus, jenen riesenhaften und lächerlichen Wahlspruch: nec pluribus impar.

Aber schon ward die Grösse dieser Regierung durch Ludwigs Stolz verdunkelt, und — eigensinniges Schicksal! oder, um richtiger zu reden, grosse Lehre der Vorsehung! — während die auffallende Art, mit welcher Ludwig die Beschimpfung, welche man Crequi zu Rom anthat, rächte, Europa den hohen Stolz dieses Königs ankündigte; während dem, fast

in dem nemlichen Augenblicke, ward die grausamste Geisel dieses Stolzes, das Werkzeug seiner tiefsten Erniedrigung, ward Prinz Eugen gebohren, und in ihm gab der Himmel allen Nationen das lezte Beyspiel des Elends, welches ungerechte Vorurtheile der Minister über ihre Häupter verhängen. Schrekliche Bemerkung! aber werth, dem Genius von Frankreich im Jahr 1791 dargeboten zu werden. Laßt uns annehmen, Eugen sey im Schoose eines freyen Volkes gebohren worden, in einem Reiche, wo Verdienst alles, und Gunst nichts gegolten hätte, unter seines gleichen, deren scharfes Auge auf seiner verwegnen Stirn sein künftiges Schicksal gelesen haben würde, oder deren patriotischer Geist wenigstens den Verlust eines ihrer Brüder als ein öffentliches Unglück betrachtet hätte; dann wäre Eugen die Zierde seines Vaterlandes geworden; das Schrecken seines Nahmens hätte er an das Wohl des Staats gefesselt, Frankreich würde einen grossen Mann mehr zählen, und die Rache einen grossen Mann weniger. Aber Eugen erscheint unter einem despotischen Könige, unter einem frechen Minister, Eugen ist verloren! verloren für sich selbst! verloren als Beyspiel der Welt! der Tag seiner Verbannung ist das Signal des Todes für eine Million Menschen. O Franzosen! erhaltet eure errungene Freiheit! nur sie allein kann jenen mörderischen Epochen zuworkommen. Vergeßt nie,

ihr, die ihr es so lange und duldsam erfahren habt, daß jede Minute, in welcher der Despotismus lebt, den Augenwimpern Jupiters gleicht, deren kleinste Bewegung Wuth, Unstern und Tod auf die Welt herabsandte.

Die Türken, welche Eugen einst überwinden sollte, um Frankreich überwinden zu lernen, verwüsteten Ungarn, und der Großvezier Caproli verfolgte seine Eroberungen bis Raab. Ludwig der Vierzehnte, dem nicht immer seine Tractaten heilig waren, hielt sie dießmal; er sandte Coligni, bey St. Gotthard eine Schlacht zu liefern, und dem Sultan den Frieden abzunöthigen; während Beaufort, dieser durch die Liebkosungen der Damen der Halle berühmte Mann, auf den dürren und heissen, durch ihn verheerten Gefilden von Algier und Tunis den Tod fand, und seinem gewagten Ruf das noch fälschere Gerücht der eisernen Larve beyfügte, welches, glüklicherweise für ihn, doch nur allein die fruchtbare Einbildungskraft des la Grange Chancel auf ihn gewälzt hat.

Jene auswärtigen Kriege liessen Ludwig den Vierzehnten in Ruhe, er nuzte diese Ruhe, aber immer als König. Die Aristokratie der Edlen ist eben so drückend für den Despotismus, als für die Demokratie, und unter einem schwachen Prinzen würde die Schlange der Feudalverfassung die verstümmelten Glieder wieder gewonnen haben, welche einst

die politische Hand Ludwigs des Eilften ihr abhaute. Das gröste Unglük der Anarchie der Geseze ist wohl das, daß alle Welt sich anmaßt Gesetze zu schaffen, und daß die Gesezgebung doch nur in der Hand des Stärkeren bleibt. Die Zeiten der Verwirrung sind Friedenszeiten für den Ehrgeiz der Grossen, dann sezt nichts ihm Hindernisse, dann gewinnt er sich Kreaturen, weil Jedermann Schuz nöthig hat; dann schaft er sich Unterthanen, weil Niemand einen Herrn will. In den Tagen der Zwietracht gleichen die großen Herren den Bewohnern der Meeresufer, die ihre Hütten von den Trümmern gescheiterter Schiffe erbauen. Die Fronde hatte einen Schwarm kleiner Unterdrücker hervorgebracht, und die alten festen Thürme der Raubschlösser, sollten vielleicht, zur Schande der Menschheit, aus den Ruinen wieder emporsteigen. Dießmal aber erzeigte Ludwigs Stolz dem Volke eine Wohlthat, die das Volk noch nicht sich selbst zu verdanken gelernt hatte. Er bließ in die Wolken dieser kleinen, nur durch Vergünstigung herrschenden Mächte, und die Tyrannen verschwanden. Preisen wollten wir ihn für diese Wohlthat, hätte er sich nicht dabey der Chambres de Commission bedient, der gefährlichsten aller Tribunäle, die ihm leider noch oft nachher dienstbar waren, und es immer den Despoten seyn werden, weil der Despot die Gerechtigkeit, der Gewisheit einer Entscheidung nach seinem Willen aufopfert.

Um den Adel noch besser im Zaum zu halten, und seine Hülfsquellen zu verstopfen, verabschiedete Ludwig einen Theil der Soldaten, deren dunkle Existenz ihn nicht beunruhigen konnte; behielt aber die Officiere bey, deren Gewalt über bewaffnete Menschen ihm gefährlicher dünkte, und die er dem Militär seines Hauses einverleibte. (la Maison du Roi) So gewann seine Politik, da sie furchtbare Menschen unter seine Augen fesselte; so gewann auch seine Neigung zur Pracht, da der Glanz des Thrones dadurch verdoppelt wurde.

Aber einer jener Augenblicke seines Lebens, in welchem er hoch über jeden Tadel erhaben steht, war der, als er sein Auge auf die Gebrechen der Justiz warf; als er erschrak über die Langwierigkeit der Processe, über den tiefen Rachen der Schikane, welchen bey jedem Hader zwischen dem Reichen und Dürftigen, dem Mächtigen und Schwachen, immer den leztern verschlang. Hier würde Ludwig der Vierzehnte wahrhaft groß erscheinen, da er, beseelt vom edelsten Uneigennuz, weise Richter und aufgeklärte Rechtsgelehrte um sich her versammelte, die alten Ordonnanzen durchzusehn und umzuschmelzen; wahrhaft groß, wenn er sich erinnert hätte, daß es ihm nicht gebührte, die Stelle des Volks eigenmächtig zu behaupten, welches allein das Recht hat, Gesetze zu schaffen. Jenen Bemühungen verdanken wir die weisere, aber darum nicht vollkommene Ordonnanz von 1667.

Alle Theile der Staatsverwaltung schienen so, durch seinen Geist geleitet, in den Tempel des Ruhms hinaufzusteigen, nur Louvois hatte noch nichts gethan, der ehrgeizige Louvois, der doch die Welt so gern in Flammen hätte setzen mögen, um sich nur nothwendig zu machen. Anna von Oesterreich hatte ihr Grabmal unter dem Dom des Val de grace gefunden, welchen sie erbaut hatte; das durch ihren Vater, ihren Gemahl und ihren Liebling erschütterte Europa genoß den Frieden; sie starb, Philipp der Vierte, ihr Bruder, stieg vor ihr hinab in die Gruft. Die Gelegenheit war zu schön, Louvois nuzte sie. Maria Theresia von Oesterreich, Königinn von Frankreich, konnte durch diesen Tod Ansprüche auf das Herzogthum Brabant, und auf die Grafschaften Namur und Hainault machen, und man machte diese Ansprüche würklich, man machte sie sogar mit Stolz.

Ein Vergleich konnte allen unangenehmen Folgen vorbeugen; gern hätte der spanische Hof die Hände dazu geboten, denn die Regierung eines Kindes machte ihn schüchtern; aber man würdigte ihn nicht einmal zu hören, und der Ministerialkrieg ward beschlossen.

Erwartet nicht, daß der Pinsel eines Franzosen euch Siege mahlen werde, welche die Gerechtigkeit nicht durch ihre Gegenwart ehrte; am wenigsten heute, wo Philosophie und Menschlichkeit bei dem

Andenken jener traurigen Siege Ludwigs des Vierzehnten weinen; in einem Augenblicke, wo wir Europa gerächt haben, indem wir die schimpflichen Siegeszeichen zerstörten, mit welchen jener Götze der sclavischen Franzosen überladen war; heute, wo die Nation, grösser als die Könige, die Welt von dem Schrecken seiner Gewalt und seines Ruhmes befreyt hat, indem sie das blutige Gespenst der Eroberungen auf ewig verbannte, die sorgsame Hand der Liebe über alle Völker ausstrekte, und die Völker groß genug denken, sie zu sehen ohne Eifersucht, sie zu umringen ohne sie zu bekämpfen. Vertroknen würde die Hand des freyen Mannes, wenn sie sich herabliese Ludwigs Eroberungen zu schildern. Wer sie mit kaltem Blute beschreiben, wer sie mit Vergnügen lesen kann, der ist gebohren Tyrannen zu dienen, oder selbst Tyrann zu seyn. Augusts Ruhm kam nur auf die Nachwelt weil die Kaiser erst nach den Zeiten der Freiheit lebten.

Vierzig in wenig Tagen eroberte Städte, dies ist das schrekliche Gemählde, über welches die Menschheit mir einen Schleyer zu werfen gebietet. Das sind die Thaten welche der Nahme Turenne nicht zu entschuldigen vermag. Ihnen verdankt jenes ungeheuer knechtische Distichon seine Geburt, welches Tacitus und Plinius, wenn sie in unsern Tagen lebten, mit der Innschrifft des freigelassenen Pallas in eine Klasse setzen würden:

Una dies Lotharos, Burgundos hebdomas una,
Una domat Batavos luna: quid annus erit?

Ach! die Antwort ist leicht: er war einen Tag, eine Woche, einen Monat lang die Geisel der Menschen; hätte er das ganze Jahr vollendet, so wäre er der Abscheu der Menschen geworden.

Der Schrecken Europens sezte endlich dieser Wuth Grenzen, der Achner Friede entkräftete die Traktaten zwischen Holland, Schweden und England, und wichtigere Gegenstände fesselten das Auge der Zuschauer an Frankreichs grosse Bühne. Der Kanal von Languedoc öfnete dem Handel ein neues Feld. Durch dieses eben so weise entworfene, als kühn ausgeführte Unternehmen, welchem drey Könige sich nicht gewachsen glaubten, gewann Frankreich die Bequemlichkeit beyder Meere. Riquet wagte es, der Natur vorzugreifen; zwischen Klippen und Abgründen leitete seine geschikte Hand beyde Oceane, welche mit Erstaunen ihre Wellen mischten. Welch' eine verschiedene Bestimmung! dort steht Ludwig der Vierzehnte bedekt mit dem Blute der Burgunder, der Lothringer, der Flammänder, und hier gräbt Riquet den Kanal von Languedoc. Wie groß erscheint der Mensch, wie klein der Monarch!

Hier kann ich meinen Eifer gegen die Ungerechtigkeit der Menschen nicht unterdrücken, denn diese Ungerechtigkeit gränzt nahe an Undankbarkeit. Es

ist nicht Einer, der, wenn er vom Kanal von Languedoc spricht, und den Zeitpunct dieses Wunderwerks der Kunst aufsucht, nicht sogleich den Nahmen Ludwig der Vierzehnte nenne, der Nahme Riquet, tönt von keiner Lippe. Welche Verblendung! fast immer den Ruhm der Wohlthäter der Menschheit, in den Purpur der Monarchen ihrer Zeit einzuhüllen. Glaubt man jenem prächtigen Denkmale mehr Glanz zu geben, indem man den Nahmen eines Königs darauf prägt? O sprecht ohne Umschweife; es war ein Mensch der dieses Denkmal dachte und ausführte, und kein Königstitel wird seinen Ruhm erhöhen; nennt Riquet und nicht Ludwig den Vierzehnten; vergeßt nie, daß, wenn von einer grossen Wohlthat, der Menschheit erwiesen, die Rede ist, des Königs Nahme nur das Datum herleiht.

Ich werde gerechter seyn, als der grosse Haufe. O Riquet! nur deinen Nahmen biete ich der Ehrfurcht der Nachwelt dar. Folgt mir! werde ich zu meinen Zeitgenossen und Mitbürgern sprechen: folgt mir unter die Gewölbe von Malpas, an den reissenden Strom von Rapduze, an die Schleussen von Beziers; dort bewundert Riquets Geist! folgt mir in die Magazine von Toulouse, Montauban und Bordeaux; dort fühlt Riquets Wohlthaten! folgt mir in den öffentlichen Schaz, berechnet den Zuwachs der Einkünfte des Vaterlandes; dort er-

kennt Riquets Verdienste. Und wenn ihr mich dann fragt: welcher König lebte zu seiner Zeit? so werde ich euch antworten: der, dessen Heere die Pfalz verwüsteten. Dann werdet ihr den Mann segnen, der aus Riquets Geschlecht entsproß, dessen Beredsamkeit der Freiheit Stütze ward, dessen republicanischer Stolz dem Ehrgeiz der Könige Grenzen setzen half; dann werdet ihr begreifen, daß es Menschen auf der Welt giebt, deren Nahmen den Vorrang vor den Nahmen der Beherrscher behaupten.

Ich raube Ludwig dem Vierzehnten nichts, indem ich Riquet alles das wieder gebe, was ein lächerlicher Gebrauch ihm nach und nach entwendet hatte. Der König beschäftigte sich damals mit Errichtung eines Denkmals, welches die Menschheit segnen würde, wenn die Philosophie den Entwurf desselben erleuchtet hätte. Ich will sogar glauben, daß Ludwig, als er das Hospital der Invaliden gründete, durch hochachtungswerthe Fühlbarkeit geleitet wurde. Brave Krieger belohnen; sie dem Mangel entreissen, in welchen Unfähigkeit zu Dienst und Arbeit sie bald stürzen würde; die lezten Tage eines Lebens versüssen, dessen Jugendkraft dem Dienst des Vaterlandes geweiht war; das mogte der Wunsch Ludwigs des Vierzehnten seyn; der Erfüllung dieser Absichten mangelte nur eine weise Richtung, und das Institut der Invaliden

hätte den Wünschen Aller entsprochen. Aber Ludwig der Vierzehnte stellte selten Betrachtungen an, oder, um richtiger zu reden, bey allem was er that, sah er nur sich selbst.

In der That! seit wann war Sklaverey eine Belohnung? seit wann ist man für Mangel geschüzt, wenn man eben nur so viel hat als nöthig ist, um nicht Hungers zu sterben? seit wann versüßt die Beraubung alles geistigen Genusses die Tage des Alters? und ist das nicht das traurigste Schiksal, zu welchem Ludwig die Vertheidiger des Vaterlandes verdammte, die mit ihren verstümmelten Gliedern unter jenem Dache hausen?

Welches ist das erste Gut des Menschen? Freiheit. Welches sind die Bedürfnisse seines Alters? Friede, Ruhe, zärtliche Sorgfalt, Liebkosungen der Seinigen, Anblick der Gegenden, in welchen er gebohren wurde. Die Waffen tragen, ist ein ehrenvolles Handwerk, doch von allen Ständen der sclavischste. Wer würde das eiserne Joch ertragen, welches den Untergeordneten Krieger drükt, wenn der Zauberstab der Ehre nicht Kraft und Muth belebte? und doch ist es jenes unerträgliche Joch, an welches Ludwig der Vierzehnte den Menschen dessen Opfer seiner Jugend, und seiner gesunden Gliedmassen er zu bezahlen gedenkt, bis an sein Grab anschmiedet. Es giebt keine traurigere, eingeschränktere, einförmigere Garnison, als jene glän-

zende Wohnungen der Hinfälligkeit. Streng bewachte Pflichten und Mannszucht, welche seinen Körper damals erschöpften, als er doch noch den Trost hatte, sich durch Genuß der Sinnen zu entschädigen, verfolgen auch hier den alten abgelebten Krieger, welcher kein anderes Gefühl mehr kennt, als das Gefühl seines nahen Todes. Für ihn ist alles aus! Jugend, Gesundheit, Vergnügen, Täuschung, selbst die Ehre. Der Donner der Kanonen, dem er vormals auf den Schlachtfeldern trozte, entflammt seine Einbildungskraft nicht mehr. Der Muth lebt, die Nacheiferung ist Tod; seine Blicke heften sich an die Stelle, wo einst sein Sarg stehen wird, in wenig Augenbliken verschlingt ihn vielleicht dieser Sarg, und diese wenigen Augenblicke bieten ihm keinen Lorbeerkranz mehr — nur Marter!

Es ist schwer, das alte Vorurtheil abzuschütteln, welches dieses so sehr gerühmte Institut auf die Rechnung einer wahrhaft königlichen Wohlthätigkeit sezt. Warum ist es schwer? weil der Gegenstand einen Schatten auf die Wahrheit wirft. Das Invalidenhospital war das Werk eines grossen Königs, es wäre nie das Werk eines gefühlvollen Weltweisen geworden. August würde es gebaut, Mark Aurel es niedergerissen haben. Ludwig der Vierzehnte glich den hübschen Weibern, im Frühling buhlerisch, im Herbste fromm. Ein Erobeter

ist hart, ein Frömmling ist es noch weit mehr. Als Ludwig das Invaliden-Hospital gründete, war er nicht von Mitleid hingerissen, er war nur König.

Was sieht man dort? was reizt die Neubegier des Fremden? geht man hin, um die braven Vertheidiger einer Nation mit Ehrfurcht zu betrachten? nein! die prächtigen Gebäude sind es, die majestätische Basilica, die herrlichen Gemählde, der kostbare Marmor, das Gepränge der Grösse, welches Ludwigs Genie den Künsten überall aufdrükte. Das sahe er voraus, darauf war er eifersüchtig. Er kannte die Menschen, er wußte, daß die Augen die trügerischsten aller Sinne sind, und er wollte blos mit der Einbildungskraft bestechen. Mit einem gefühlvollen Herzen würde er sich nicht von unglüklichen Wesen haben umringen lassen, deren Anblik ihm Gewissensbisse verursachen mußte; er würde nicht die beweinenswürdigen Ueberreste so vieler Millionen, seinen ehrgeizigen Kriegen geopferter Menschen, neben seinen Thron gestellt; er würde nicht unermeßliche Summen an dieses Gebäude verschwendet haben, dessen stolze Pracht gegen die Dürftigkeit seiner betagten Bewohner ungeheuer absticht. Ein gefühlvolles Herz hätte durch diese besser angewandten Summen ihren Sold verdoppelt. Weit entfernt, sie in Corps zu versammeln, sie durch das tägliche Schauspiel der Leiden ihrer Kammeraden zu betrüben, sie zu zwingen

mitten unter ihres gleichen allein zu bleiben, in einem Alter, wo das Herz erkaltet, und man keine Freunde mehr wählt, keine mehr hat; würde er sie in ihre Dörfer, unter ihre Strohhütten zurükgeschikt haben, bereichert mit den Schätzen, welche er erschöpfte, um ihnen ein prächtiges Grabmal zu erbauen. Dort würden ihre ehemaligen Thaten, ihre verstümmelten Glieder, und ihre ehrenvollen Narben, noch dem Vaterlande Nutzen geschaft, und einen heiligen Enthusiasmus in der ländlichen Jugend erweckt haben. Mit einem Worte! dort hätten sie alles gefunden, was das Alter beglükt: süsse Rückerinnerung vormaliger Verbindungen und Freuden, Ehrfurcht der Tugend, Hochachtung Aller die sie umgeben, und endlich, das Bedürfnis des geschwätzigen Alters, zu reden und angehört zu werden. Die ächte Philosophie des Herzens verschönert den Abend des Lebens, wenn sie das Morgenopfer desselben belohnen will. In Rom sperrte man die Veteranen nicht ein, sie ehrten ihre Wiege durch das Schauspiel ihres Ruhms. Aber die Belohnungen eines Monarchen und einer Republik sind freilich nicht von demselben Geiste beseelt.

Indessen nahten sich Künste und Wissenschaften mit grossen Schritten der Vollkommenheit. Das Observatorium stieg empor, und die Mittagslinie ward gezogen. Junge Mahler fanden Herberge und Modelle in Rom, grosse Künstler Europens

Bewunderer in Paris, Weise aller Art Belohnungen bey Colbert. In knechtischen und schön tönenden Versen sang Boileau den Uebergang über den Rhein. Druckereyen entstanden, um Griechen und Lateiner wieder ins Leben zu rufen. Endlich fand auch zum Erstenmale ein Dauphin von Frankreich einen seiner würdigen Lehrer.

Aber zu derselben Zeit mehrten sich auch die heimlichen Künste des Despotismus, die Freiheit jedes Einzelnen erlosch nach und nach, die Bastille bevölkerte sich, Privatrache, Familienhaß und Vorurtheil, öfter noch Entwürfe zügelloser Lüderlichkeit, spielten im Schoose der Gesellschaften die Scenen der Unterdrückung im Kleinen, welche das Ministerium im Grossen darstellte. Die willkührlichen Verhaftbefehle fanden, wie alle Waaren der Ungerechtigkeit, Käufer, deren Gold in der Folge diese eigenmächtigen Befehle so tief herabwürdigen sollte, Befehle, die den Königen unbekannt, und dem Volke schreklich waren; Befehle, deren Siegel aufhörte königlich zu seyn, durch die Hand welche es aufzudrücken wagte.

Hieher gehört eine wenig bekannte Anekdote, vielleicht auch kaum der Würde der Geschichte angemessen, wenn die Geschichte nicht den Menschen über alle die Misbräuche der Handhabung der Ministerialgewalt aufklären, und gegen die Rükkehr der grossen und kleinen Gefahren dieser Gewalt bewaffnen sollte.

Ein junger Mann von Stande (wie man sich damals ausdrükte) liebte die Tochter eines reichen Kaufmannes zu Nantes. Der unter kriegerischen Lorbeern grau gewordene Vater des jungen Menschen, hatte nur diesen einzigen Sohn, den Gegenstand seiner Zärtlichkeit, und konnte ihm nichts hinterlassen, als das Andenken seiner Verdienste, und eines ziemlich ansehnlichen Erbtheils, welches er im Felde verzehrt hatte. Der Gedanke an die Verbindung mit dem Hause eines Kaufmanns empörte den klugen Vater nicht; aber seine Schwägerinn, des Jünglings Mutterschwester, Frau eines unermeßlichen Vermögens welches sie ihrem Neffen bestimmte, von Adel, fromm, und alte Jungfer, sah nicht, wie man leicht denken kann, mit den Augen der Gleichheit aller Stände. Der blosse Gedanke an diese Heyrath schien ihr ein strafenswürdiges Vergehen. Sie war ein Beichtkind des Bischoffs von Chartres, und der Vorschlag, ein Mädchen, deren Vater unglüklicherweise Jansenist war, Nichte zu nennen, kam ihr so abscheulich vor, daß nur lange Marter sie aussöhnen konnten. Die Liebe hat ihre Aufwallungen; die des Jünglings waren heftig, und die fromme Tante erklärte dem Vater gerade zu, daß die Hoffnung sie einst zu beerben, mit der Einsperrung seines Sohnes verknüpft sey.

Der Vater, durch den Anstrich väterlichen Wohl-

meynens

meynens irre geführt, läßt sich verleiten. Frau von Maintenon regierte damals, die Bethschwester ließ den Nahmen Jansenist in ihre Ohren tönen, und die Antwort war: ein Verhaftbefehl. Die Betschwester würkte ihn aus, (sie würde deren tausend ohne Mühe ausgewürkt haben) und übergab ihn den Händen zweyer Helfershelfer der Polizey. Der Jüngling wird gefangen genommen, in Ketten geschlagen, und man nimmt mit ihm den Weg nach den Margarethen Inseln.

Zu Valence in der Dauphine zwingt Ermüdung die Reisenden anzuhalten. Man legt sich nieder, die Sbirren entschlummern, der Jüngling wacht, denn der Verfolgte schläft wenig. Er steht auf, die Zeit ist kostbar, der Augenblik, in welchem er sich ankleidet, kann ihm theuer zu stehen kommen, er flieht halb nackend, läßt die Kammerthür offen, stürzt die Treppe herunter — und ist frey.

In der nemlichen Nacht schläft ein reisender junger Badergeselle in der benachbarten Kammer. Er steht auf und geht, um einiger Bedürfnisse willen herab in den Hof. Im finstern tappend kehrt er zurük, die halb offene Thür betrügt ihn, er geht hinein, und schlaftrunken legt er sich in das Bett des Jünglings, der es so eben verließ.

Der Morgen bricht an, die Sbirren erwachen, wie groß ist ihr Erstaunen beym Anblick eines unbekannten Gesichts. Aber ihr Gefangener ist ent=

flohen, sie verlieren ihren Posten, der Zufall bietet ihnen Ersatz, natürlich nutzen sie diesen Zufall. Menschen ihres Handwerks sind nicht gemacht, um gesunde Begriffe von Gerechtigkeit zu hegen. Man erwekt den jungen Badergesellen, er glaubt zu Träumen. Die Kleider, welche man ihm anbietet, sind prächtiger als die seinigen, er findet den Traum angenehm, und kleidet sich darein. Nachdem er seine Toilette vollendet hat, beehrt man ihn mit einem rauhen Handgeschmeide, und nun erwacht er, und will schreyen. Verlohrene Mühe! ein Schnupftuch verstopft ihm den Mund, man trägt ihn in den Wagen, und aus Vorsicht hält man sich nirgends weiter auf, bis zur Ankunft auf dem traurigen Schlosse.

Der erste der Sbirren macht dem Gouverneur seine Aufwartung, und zeigt ihm den Befehl vor: „es ist der Marquis der und der, Sohn des und „des Grafen.„

„Ganz wohl.„

„Aber welch' ein Unglück, mein Herr! er hat „unterwegens den Verstand verlohren. Seine gröste „Narrheit ist, seinen Nahmen und Stand zu ver„gessen, und zu glauben, er sey ein Badergeselle.„

„Thut nichts, man wird Sorge für ihn tragen. „Hier ist eure Quittung.„

Der Unglükliche wird hereingeführt, man wirft ihn in einen Kerker, man glaubt ihn verrükt, und

man vergißt ihn, alles das ist in der Ordnung. Aber man vergißt nicht, pünktlich die starke Pension in Empfang zu nehmen, welche die Betschwester für ihren Neffen bestimmt hatte, auch das ist in der Ordnung.

Bey ihrer Zurückkunft nach Paris statten die Sbirren, nm sich ganz sicher zu stellen, dem Vater von der vorgeblichen Narrheit seines Sohnes Bericht ab, und so sind denn die Tage eines unglüklichen Vaters vergiftet, ein Unschuldiger schmachtet in Ketten, die Sbirren werden gut bezahlt, eine Betschwester ist befriedigt — wie viel Gutes! durch einen einzigen Verhaftbefehl bewürkt.

Unterdessen läuft der junge Flüchtling zu dem Kommandanten von Valence der ihn kennt, erzählt ihm sein Abentheuer, wird von ihm bedauert, erhält Kleider und Geld, und da er nicht eher wieder seinem Vater unter die Augen treten will, bis er eine That gethan, die würdig sey, Vater und Sohn auszusöhnen, so reißt er zur Armee, welche damals in Italien stand, begiebt sich unter ein Regiment, zeichnet sich aus, wird Officier, giebt sich einige Jahre nachher dem Marschall von Villeroi zu erkennen, öffnet ihm sein Herz, flößt ihm Interesse für sich ein, erhält das Versprechen ihm die Liebe seines Vaters wieder gewinnen zu helfen, und folgt ihm nach Paris.

Der Morgen nach ihrer Ankunft ist vom Mar-

schall bestimmt, ihn zu seinem Vater zu führen. Unterdessen geht der Jüngling den Abend vorher mit einigen seiner Kammeraden zum Abendessen. Da er um Mitternacht ganz allein wieder nach der Wohnung des Marschalls zurük will, stößt er auf dem Kreuzweg Bussy auf einen Menschen, welcher von einigen Räubern angefallen worden. Er zieht den Degen, stürzt auf die Mörder zu, zerstreut sie, und entbietet sich, den, welchen er befreyte, nach Hause zu geleiten. Der Vorschlag wird angenommen, theils aus Erkenntlichkeit, theils aus Neubegier. Die Nacht ist dunkel. Sie langen vor der Thür eines Hauses an, welches dem jungen Menschen bekannt scheint. Man bittet ihn herein zu treten, er war schon zu weit gegangen, um es ausschlagen zu können. Man geht hinein, es werden Lichter gebracht — wen erblikt er? seinen Vater! ja sein Vater ist es, dem er das Leben gerettet.

Welch' ein Augenblik für beyde! welch' eine rührende Aufklärung! aber doch war jedes Wort ein Räthsel. Die Nacht verfließt endlich, in solchen Fällen werden die Stunden zu Minuten. Die Betschwester wird benachrichtigt, sie eilt herbey, ausser sich vor Zorn, über die Frechheit ihres Neffen, der lieber dem Vaterlande dienen, als im Gefängnisse schmachten wollte, und der sich sogar herausnahm, lieber seinem Vater das Leben zu retten, als einem willkührlichen Verhaftbefehl zu gehorchen. Der Mar-

schall von Villeroi erscheint, und entdeckt alles, was die Bescheidenheit des Jünglings bis dahin verschwiegen hatte. Der entzükte Vater drükt ihn an sein Herz, und die Betschwester knirscht.

Aber wer ist denn der gefällige Gefangene, der so gütig ist, auf der Margarethen Insel unterdessen seine Person vorzustellen? man ruft die Sbirren, sie wollen leugnen, fünf Jahre waren verflossen, man droht ihnen, sie gestehen alles. Man erlößt endlich den unglüklichen Badergesellen aus seiner Gruft, halb tod und gequetscht von den vielen Streichen welche man ihm zugezählt hatte, um ihn von seiner vorgeblichen Narrheit zu heilen. Was geschah denn nun? Die Geschichte lieferte zwey Tage lang den Stoff der Unterhaltung von Paris. Die Betschwester versagte dem unschuldig Leidenden jeden Ersatz, aber der Jüngling nahm es über sich. Die Sbirren kamen mit der blossen Furcht davon. Die grausame Behandlung des Gefangenen durch den Gouverneur blieb ungestraft. Man lachte über das Abentheuer, und die willkührlichen Verhaftbefehle wimmelten wie vorher.

Die Begebenheiten dieser Regierung, welche sich häufen, und wie die Gewässer eines reissenden Stromes einher schiessen, führen den Leser nun zu dem Zeitpunct jenes unseligen Krieges, jenes ewigen Denkmals des unersättlichen Stolzes Ludwigs des Vierzehnten, ich meyne die Eroberung von Holland.

Bey dem Tode Philipp des Vierten hatte dieses Unternehmen wenigstens einen Vorwand, jezt aber keinen. Ludwig der Vierzehnte fieng den Krieg an als ein Seeräuber, und der Prinz von Oranien endigte ihn als ein Strassenräuber. Die Schlacht von St. Denis ist ein Verbrechen der beleidigten Menschheit, das von keiner Krone bedekt wird.

Hier ist man gezwungen, eine für Ludwig den Vierzehnten sehr demüthigende Bemerkung zu machen. Er war liebenswürdig, der Himmel hatte ihm alles verliehen, was Gefallen erregt, Schönheit, Geist, Beurtheilungskraft, Güte, Umgänglichkeit sogar, wenn er dann und wann vergaß, daß er König war; und mit alle dem brachte es Ludwig dahin, daß ganz Europa unter seiner Regierung, unter seinen Augen, ihm den finstersten, wildesten, tyrannischsten Menschen vorzog, der vielleicht jemals lebte; diesen Wilhelm von Nassau, dem die Natur alles versagt hatte, Alles! sogar die Neigung zur Grösse. Und warum zog man ihn doch vor? weil Ludwig der Vierzehnte als Unterdrücker der Menschen, und Wilhelm als ihr Rächer erschien. So wahrhaft ist die unwillkührliche Anhänglichkeit der Sterblichen an die Freiheit, daß sie sich immer noch lieber dem zwar verhaßten, aber rächenden, als dem liebenswürdigen, aber unterdrückenden Tyrannen in die Arme werfen.

Dieser Wilhelm, dessen Niederlagen man als

Siege besungen hat, war entsprossen aus einem Hause, welches zu gleicher Zeit zum Schrecken der Tyranney der Könige, und der Freiheit der Völker bestimmt war. Wilhelm zeigte sich seiner Geburt werth; er wurde der politische Unterdrücker von Holland und England, er wurde der nagende Wurm, welchen die Vorsehung an Ludwigs despotische Lorbeern sezte. Der Haß trennte ihre Herzen, wie das Glük ihre Thaten. Ludwig der Vierzehnte, mit der ganzen Härte des übermüthigen Glückes, wurde nicht müde ihn zu überwinden; Wilhelm, mit der ganzen Starrsinnigkeit des muthigen Unglüks, wurde nicht müde ihn zu verfolgen.

Die Lage von Holland reizte die Habsucht Ludwigs. Beyde Meere, die Pyrenäen und die Alpen machen die Grenzen von Holland. Frankreich schien auf den Lauf des Rheinstroms Anspruch zu machen, um seinen weiten Gürtel auszufüllen. Eine zufällige Einrichtung der Natur dünkte Ludwig dem Vierzehnten ein Recht, die Gesetze der Natur anzutasten. Selbst Hollands Freiheit war seiner Eigenliebe lästig. Die Nachbarschaft eines freien Landes ist eine Beleidigung für die Könige; und der Gedanke, den Niederländer zu demüthigen, dessen Aufstand einst Philipp den zweyten gedemüthigt hatte, schmeichelte seiner Eitelkeit.

Er reißte ab, und die Verheerung mit ihm. Von 1672 bis 1678, dekte auf seinen Ruf der Sieg

mit blutigen Schwingen, jene glüklichen Gefilde, welche die Schelde von der Mündung des Texels trennen. Das verzehrende Feuer des Krieges dörrte die blühenden Ufer des Rheins und des Nekars aus. Blut der Kämpfenden färbte die friedlichen Wellen des Doux, spanische Waffen deckten den Sand des Roussillon, indessen du Quene und Vivonne zur See, Ruiter und sein Glück in den Wellen begruben.

Wie viele traurig berühmte Nahmen begegnen sich hier in den Jahrbüchern Europens. Nur ihr, unglükliche Soldaten! grösser als alle jene Männer, weil ihr euch doch wenigstens ohne Ehrsucht herumschlugt, ihr seyd vergessen! man zählt eure Gräber, aber nicht eure Thaten. Freunde! tröstet euch über diese Dunkelheit. Der Titel Krieger welchen der Sieg in seine Trompete stößt, wird durch die Menschlichkeit von der Liste der Menschen weggestrichen.

Von einer Seite Turenne, Conde, Luxemburg, Orleans, Crequi, Schomberg; von der andern jener brave und unglükliche Karl der Fünfte von Lothringen, jener Fürst ohne Land, aber auch ohne Fehler; der einzige Mensch vielleicht, der werth war, Vater des guten, vortreflichen Leopolds zu werden; jener alte Caprara, der seine Jahre nach Feldzügen zählte, Erbe von Piccolominis seines Oheims Ruhm; jener berühmte Montecuculi, dem eine un-

glükliche Kugel bey Salzbach die Ehre raubte, sich mit einem würdigen Nebenbuhler zu messen.

Inzwischen herrscht doch in diesem ganzen Kriege, in der Art wie er angefangen, fortgesezt und besungen wurde, eine unglaubliche Kleinlichkeit. Lächerlichkeit überall, Meuchelmörder überall, Prahlhänse überall. Ludwig der Vierzehnte steht an der Spitze des furchtbarsten Heeres, um Bürger zu überwinden, die an keine Vertheidigung denken; er schleppt eine schrekliche Artillerie mit sich, um Städte ohne Mauren zu bezwingen; er häuft gewaltige Schätze, um Commendanten von Festungen zu bestechen, in welchen keine Garnison lag.

Und doch zitterte er noch, troz seiner grossen Macht, und obgleich der niederträchtige Louvois alle Waffen der Holländer unter der Hand aufgekauft hatte, um sie mit mehrerer Bequemlichkeit morden zu können. Ludwig der Vierzehnte glaubte seine Eroberung nur dann erst gesichert, nachdem er sich mit England, und zwey kleinen deutschen Bischöffen verbunden hatte. Eine zu Amsterdam geschlagene Schaumünze, und ein albernes Gemählde des unbedeutenden Bruders einer holländischen Magistratsperson, das sind die schweren Verbrechen welche zwey der mächtigsten Reiche Europens gegen den kleinsten Staat Europens bewaffneten. Die armen Holländer! sie kommen zitternd und fragen:

was sie gethan haben? welchen Ersaz man begehre? Ey ihr guten Leute! ihr seyd frei, ihr seyd reich; sehet da eure Verbrechen; Ludwig der Vierzehnte ist stolz, Louvois übermüthig, sehet da ihre Rechte.

Die liebenswürdigste und tugendhafteste der Frauen trug fast allein die Strafe dieses ungerechten Krieges; ich rede von Henrietten von England, die durch ihre sanften Leidenschaften, und ihren gewaltsamen Tod bewieß, daß Blut der Stuarte in ihren Adern floß. Sie hatte Hollands Verderben zwischen ihrem Bruder und ihrem Schwager verhandelt, die geheimnisvollen Schritte dieser verführerischen Gesandtinn, waren der politischen Neubegier der übrigen Höfe entschlüpft, denn Ludwig der Vierzehnte hüllte sie in eine Wolke von Gold und Purpur, indem er Henrietten bis Calais begleitete. Pracht, Schwelgerey und Ueppigkeit machen jene berühmte Reise merkwürdig, durch Freudenfeste bereitete sich Ludwig vor, die Welt in Trauer zu versetzen. Henriette kehrt nach Frankreich zurük, und bringt den Tractat, aber unglüklicherweise auch ihre Reize wieder mit, jene wahrhaft unsterblichen Reize, weil der Geist sie nie veralten, und die Tugend sie nie welken ließ. Wie? hatten eben diese Reize vielleicht zu stark auf Ludwig gewürkt? Hatte die schwärzeste Eifersucht sich Philipps von Orleans, oder die höfischste Bosheit sich des Chevalier de Lorraine bemächtigt? Diese drei Fragen sind noch im-

mer drei Räthsel in der Geschichte; aber eine grausame Wahrheit ist es, daß Henriette in wenig Stunden den schmerzhaftesten Tod starb. In ihren lezten Augenblicken vergaß alles was sie umgab die Königstochter, die Königsschwester, um nur das vortreflichste Weib zu beweinen. Man jammerte nicht über die Schönheit, welche der Tod vernichtete nicht über den Rang welchen er mit Füssen trat — es ist billig daß der Tod öfter dergleichen Lehren gebe — nicht die Fürstin war es, die man mit Thränen von ihm zurükfoderte, nur Henrietten!

Endlich ward der Krieg, oder um richtiger zu reden, die Reise nach Holland unternommen; ein Unternehmen, das keine andere Würklichkeit uns darbietet, als die Pracht eines Darius, und die Narrheit eines Alexanders. Jener Uebergang über den Rhein, welcher, wie man sich ausdrükte, den Uebergang über den Granicus weit übertraf, jener unvertilgbare Schandflek der Gedichte Boileaus, ist von allen Lügen, die der Ruhm jemals in seine Trompete stieß, die albernste und unverschämteste. Welche grosse Gefahren waren denn zu überwinden? welchen schreklichen Zufällen sezte man sich denn aus? ein fast ausgetrokneter Fluß, den hundert tausend Mann zu Fuße durchwaden, und gegenüber zwei schlechte Regimenter, ohne Kanonen, ohne Waffen, vielleicht auch ohne Muth, um sie daran zu hindern; das ist es alles! wie leicht es

doch ist, die Welt von seinem Ruhm wiedertönen zu lassen, wenn man von Schmeichlern umringt wird.

Wenn in einem Kriege sich Niemand widersezt, so kann man auch keine Fehler machen, wohl aber zuweilen Grausamkeiten begehn, wenn die Grossen nicht menschlich genug denken, um mässig und nüchtern zu bleiben. Der Uebergang über den Rhein war vollendet, der unglükselige kleine Haufe der Holländer, der am gegenseitigen Ufer stand, legte die Waffen nieder, und bat um Schonung des Lebens. Der halbbetrunkene Herzog von Longueville antwortet ihnen durch einen Pistolenschuß. Der Himmel war gerecht; er nahm die Rache eines Meuchelmords auf sich, den kein Henkerschwerdt gerächt haben würde. Die Holländer griffen wieder zu den Waffen, schossen, und Longueville fiel. Sie mußten darauf beynahe alle über die Klinge springen, und so kostete die thierische Zügellosigkeit eines Grossen, einigen hundert Unglüklichen das Leben.

Man dringt bis zu den Thoren von Amsterdam vor. Bis dahin hatte Ludwig der Vierzehnte nur Flüchtlinge überwunden, jezt stößt er auf zwei Männer, und er, und seine hundertausende fliehen. Hier bietet sich jedem freien Volke eine grosse Lehre dar: die Holländer ermorden aus Liebe zur Freiheit, den einzigen Vertheidiger dieser Freiheit, den

Groß-Pensionnair de With. Ludwig der Vierzehnte war vor den Thoren von Amsterdam, aber Ludwig war nicht Hollands größter Feind. Johann de With besaß den seinem Vaterlande eigenen republicanischen Geist; nemlich: den Haß für Oberherrschaft und die Liebe zum Frieden. Er hatte Alles gewagt, um das Statthalteramt zu unterdrücken, Nassaus Jugend begünstigte seine Unternehmungen; er hatte Alles versucht, um zum Frieden zu überreden, Ludwigs erhaltene Vortheile zeigten die Nothwendigkeit dieses Friedens. Wer zweifelt, daß es für Holland wichtiger war, die Abschaffung des Statthalteramts durch einen drückenden Frieden mit Frankreich zu erkaufen, als durch die Unterwerfung unter dieses gehässige Amt Frankreichs Heere von sich abzuhalten? Man schlug unter allen möglichen Wegen gerade den schlimmsten ein. Wenn die Völker für ihre Freiheit zittern, so kehren sie oft dem ächten Republikaner den Rücken, um sich dem Ehrgeizigen in die Arme zu werfen. Woher kömmt das? weil dieser unter schmeichelnden Bildern ihnen Hülfsquellen zeigt, die sie nicht haben, und weil jener unter harten Wahrheiten die Hülfsquellen verstekt, die ihnen noch übrig bleiben. So unerträglich auch die Friedensbedingungen Ludwig des Vierzehnten seyn mochten, so würde der Friede doch die Freiheit gerettet haben. De With rieth zum Frieden und wurde umgebracht. Der

Krieg erstikte die Freiheit, weil man im Kriege einen Statthalter brauchte, und Wilhelm von Nassau erhielt diese Stelle. Auch hat seit jenem Fehltritt Holland immer nur einer zerstückelten Freiheit genossen. Freie Völker! unter welcher Zone ihr auch wohnen möcht; wollt ihr im gleichen Falle eure bedrohte Freiheit retten, so befolgt immer den Rath des Menschen, der eurem Enthusiasmus am wenigsten schmeichelt.

Wenn man diesen unter den Mauern von Amsterdam entworfenen, und wieder gebrochenen Frieden näher betrachtet, so weiß man nicht worüber man am meisten unwillig seyn soll, über Louvois frechen Uebermuth? oder Ludwigs trunkenen Taumel des Glücks? die Abgeordneten erscheinen, werden lange herumgeführt, lange zurükgewiesen. Louvois wagt es sie zu beschimpfen, indem er nach langem warten sie mit niederträchtigen Spöttereyen empfängt, nnd sie unter der Bürde beleidigender Kränkungen bis zum Throne des Eroberers hinkriechen läßt. Dort fodert man von ihnen zwanzig Millionen, und die Uebergabe des größten Theils ihrer festen Plätze, man will, sie sollen ihren Glauben abschwören, und mit ihren gefesselten Händen das Bild ihres Unterdrückers, als das Wiederherstellers ihrer Freiheit in Metall graben. Nur der Muth der Verzweiflung konnte ihre einzige Antwort seyn, und sie war es. Wilhelm ist der Schutzen-

gel dem alle Blicke zufliegen, man ernennt ihn zum General der Republik, die Dämme werden zerbrochen, die Wellen des Oceans wälzen sich der beleidigten Menschheit zu Hülfe, und zum zweytenmale rächt das Meer den Niederländer an dem Uebermuth der Könige.

Fliehen mußte man nun, weil man weder zu überwinden, noch Frieden zu machen verstand, und bald hatte Ludwig der Vierzehnte alle seine Nachbarn zu Feinden; denn unter die Zahl der Feinde darf man auch die Völker setzen, welche besoldet werden um nicht zu fechten. Solche waren die Engländer und die Schweizer. Carl des Zweiten Verschwendungen verschaften Frankreich, mittelst seines Goldes, die Neutralität von England, und der Geiz der Schweizer hielt die der Franche Comte nöthige Hülfe zurük. Vier Armeen zu unterhalten, Völker zu erkaufen, lügenhafte Denkmäler zu erbauen, und die Gunstbezeugungen der Montespan zu bezahlen; sehet wie viel der von Gott gegebene seinen Unterthanen kostete, während Leichname die Felder von Senef dekten, während die Mauern von Besanson zusammenstürzten, während die Pfalz, Elsaß und Lothringen ein Raub der Flammen waren.

Denn so bezeichnete Turenne sich seinen Platz unter den Grabmälern der Könige, so gieng er den Weg dahin zwischen Brandstätten, welche seine

kriegerische Unempfindlichkeit ohne Zweifel nothwendig und nützlich glaubte. Man hat Turenne als den größten Feldherrn seiner Zeit gerühmt, man hätte die Güte seines Herzens rühmen sollen, um derenwillen man ihm seinen Ruhm verzieh. Er war ein Held! Louvois haßte ihn, und die Völker weinten um ihn. Das ist der Lobspruch und die Grabschrift, welche man auf sein Grabmal setzen sollte.

Unter dem Marmor von St. Denis mischt sich seine Asche mit den Knochen der Könige, und gewinnt dadurch eine unnütze Hoheit. Jahrhunderte werden in düsterer Stille hinwallen, über jene prächtige Siegeszeigen welche einer Hand voll Staub zur Decke dienen, Jahrhunderte werden über jenen stolzen Urnen in Ringen sich aneinander schmiegen, und die Menschheit wird nichts dabey gewinnen. Ein einfacher Rasen deckt Rousseaus Ueberreste, aber aus diesem öden Grabmal stieg der Genius der Freiheit hervor. Die Pappeln von Ermenonville haben die Lorbeere Ludwigs des vierzehnten vertrocknet, und die Trauer um Franklin hat sich ausgebreitet bis auf jene Gefilde, welche einst Turenne verheerte. Jene Weltweise haben gelebt, um an ihrem Sarge zu lernen, wie man zu Menschen reden muß; und wenn einst die Zeit St. Denis mit all seiner Pracht verschlungen hat, so wird noch die Menschheit, von Glück und Ruhe geleitet, zu Rousseaus Grabmal wallfahrten.

Ludwigs Feinde mehrten sich; nicht blos auf Schlachtfeldern fand er deren, das Schicksal erweckte ihm auch Feinde seiner Meinungen. Der stolze Odescalchi bestieg den Thron des heiligen Peters, und bereitete Ludwigs Geiste die Bitterkeiten des Widerspruchs. Die grossen Männer des neuern Italiens scheinen von den alten Römern nur die Neigung zum Herrschen geerbt zu haben. Ein Priester, der auf dem Kapitol thront, glaubt, das Scepter der Welt hänge noch an seinen Mauern, und ohne zu bedenken, daß Catos Schatten um ihn schwebt, huldigt er dem Despotismus, wo nicht durch die Vergessenheit aller Tugenden, doch durch die verbrecherische Beyhülfe der Politik. Man wundert sich oft, daß die christliche Religion, so wie sie sich von ihrer Wiege entfernte, durch die Päbste herabgewürdigt worden ist; das kömmt daher, weil die Päbste von Jahrhundert zu Jahrhundert sich mehr vom Geist des alten Roms entfernt haben. Die Moral des Evangeliums, in das Herz eines edlen Römers gepflanzt, würde ihn zum ersten Sterblichen erheben, und der Einfluß der römischen Grösse, ist der himmlischen Grösse, welche man in den Pauls, Augustins u. s. w. erkennt, nicht gleichgültig. Wenn Ehrgeiz, Stolz, Verschlagenheit, Politik und Fanatismus, nach und nach dem Vatican sich immer tiefer eingraben, so geschieht das, weil zu gleicher Zeit stufenweise die

Bilder eines Cicero und Thraseas verschwinden. Die Römer glitten von dem Gipfel ihres alten Glanzes herab, weil ihre Tugenden in Laster ausarteten, weil sie durch zwanzig Nationen gedemüthigt wurden, deren Barbarey die Fesseln, welche ihre Ueberwinder der ganzen Welt angelegt hatten, mit grossem Geräusch zersprengte. Der Character aller schwachen Völker, die tiefe Verstellungskunst, bemächtigte sich nach und nach dieser Römer, von jenem königlichen Volke ist nichts mehr übrig. Das Schwerdt hat den grösten Theil desselben hinweggerafft, den übrig bleibenden hat der Wachsthum der manigfaltigen Geschlechter verschlungen, und im Grunde sind die heutigen Italiäner ein ganz neues Volk, entsprungen aus einer Mischung europäischen, asiatischen und afrikanischen Bluts, und diese Mischung, welche Stufenweise ihren Grundcharacter verwischte, gab ihnen diese Verschlagenheit, Zweizüngigkeit, Mißtrauen, Eifersucht und Rachgierde, wodurch sie sich heutzutage auszeichnen.

Man werfe einen Blick auf die ganze Welt, so wird man finden, daß sowohl die grossen Völker-Revolutionen, als die erstaunenswürdigen Glückserhebungen einzelner Menschen, immer von Leidenschaften der Seele bewürkt wurden. Großmuth, Ruhmgier, Vaterlandsliebe, öfter noch glänzende Verbrechen, zogen von jeher Nationen und Helden aus dem Staube hervor. Im heutigen Italien im Gegentheil entspringt jede

Veränderung nur aus einer schlauen Berechnung des Verstandes, oder aus einem im Finstern kriechenden Verbrechen. Dort ist der Boden der Verschwörungen. Verschlagenheit und Arglist sind die Grundzüge aller Regierungsformen jenseits der Gebirge. Der Schlauheit verdankten die Mediceer den Scepter von Toscana. Venedig ist im Grossen, was jeder Italiäner im Kleinen ist. Die Regierung von St. Marc liebt ihre Republik wie ein Neapolitaner seine Schöne; er umringt sie mit Argusaugen, mit Spionen, mit Ausspähern und Angebern, und entfernt durch Dolchstiche den, der es wagte, ihr zu tief ins Auge zu blicken.

Dieser Hang zur Politik wird für den päbstlichen Sitz mehr Bedürfniß als irgendwo. Die Beharrlichkeit des heiligen Stuhls setzt nicht in Verwunderung; Gott konnte uns nicht betrügen; aber erstaunenswürdig ist die lange Dauer eines Reichs, welches sich blos auf Herrschaft über die Meinungen gründet. Die Päbste haben die Kunst verstanden den Gottesdienst zum Mittelpunct aller menschlichen Leidenschaften zu machen. In sieben bis achthundert Jahren lebte nicht einer, der nicht durch einen Ring mehr das Zeitliche an das Geistliche gekettet hätte. Das konnte aber nur durch ein unglaubliches Fortschreiten der Politik bewürkt werden, das kann auch nur durch Beharrlichkeit in eben dieser Politik fortdauern, und das ist die Ursache, warum man

immer mehr Italiäner als Fremde auf dem römischen Stuhle sehen wird. Das heilige Collegium fühlt das sehr wohl; es wären vielleicht nicht mehr als fünf oder sechs französische Päbste hintereinander nöthig, um das Reich der Schlüssel wieder in seine eigentliche Bestandtheile aufzulösen.

Odescalchi war fein genug zu merken, daß: Ludwig den Vierzehnten reizen, das einzige Mittel sey, die dreyfache Krone vor seinem Uebergewicht zu bewahren. Ihm gehorchen, hieß ihm eben so viele Diener unterwerfen, als Frankreich Priester zählte; aber sich ihm widersetzen, hieß ihm eben so viele Feinde erwecken, als Priester im Reiche durch die Gewalt der Glaubensmeinungen an den römischen Stuhl gefesselt waren. Noch nie hat ein Hof den Grundsatz besser verstanden: theile und spalte wenn du regieren willst. Noch nie war ein Hof so erfahren in der Kunst den Leidenschaften gewisser Menschen zu schmeicheln, um sich Stützen zu verschaffen; und ich würde mich gar nicht wundern, wenn einst vielleicht die Päbste sich stellten, als nähmen sie die Philosophie in Schutz, um diejenigen wieder zu gewinnen, welche die Philosophie ihnen entrissen hat.

Das Recht des Regale war die Armee, mit welcher Innocenz der Eilfte Ludwig den Vierzehnten bekämpfte. Nichts ist lächerlicher als diese Art sich herum zu schlagen. Die Bischöffe sprechen von einer Seite den Bannfluch aus, und die Päbste von

der andern, und da beyde das Recht zu haben vorgeben, so weiß man nicht, welches der eigentlich kräftige Bannfluch ist. Das Parlament giebt Arrets, der Pabst läßt sie durch die Inquisition verbrennen. Mitten in dieser Verwirrung läßt man ein Wort von einem Patriarchen fallen. Man glaubt, Innocenz der Eilfte werde zittern. Auch schlägt man vor, die Annaten nicht mehr nach Rom zu schicken; die versammelte Geistlichkeit macht vier Sätze kund, welche die Unfehlbarkeit des Stellvertreters Jesu Christi vernichten; man hält ihn für verlohren. Arme Sterbliche! gegen jenen arglistigen Menschen werdet ihr immer den Kürzeren ziehen. Man hält ihn für verlohren, er liebkoset die Jansenisten, und plötzlich erscheint er mächtiger als seine Widersacher. Seine Nachfolger werden, so wie ihr Nutzen es erheischt, bald der, bald jener Parthey schmeicheln, bis einst die der Kinderruthe entwachsenen Völker, Männer an ihre Spitze stellen, welche alle jene kleinlichen Kunstgriffe übersehen können, oder, noch besser, welche drüber lachen.

Wenn Ludwig der Vierzehnte zu beklagen ist, daß er in theologischen Streitigkeiten, die er nicht verstand, Parthey ergriff; so ist er hingegen zu verabscheuen, weil er ganz Europa in Flammen setzte, weil er die Werkzeuge des Mordes vervielfältigte, indem er das Bayonnet einführte, und endlich, weil er die Städte mit furchtbaren Festungswerken umgab. Auch wirft man ihm mit Recht vor, daß er



die Früchte des Schweisses seiner Unterthanen, zur ewigen Schande der Weltherrscher, in jene Menge unnützer Paläste vergrub, deren dicke Mauern ihn zwar von den Herzen seiner Unterthanen trennen, aber nicht ihn vor dem Urtheil der Menschen verstecken konnten. Durch die Abschaffung der Aemter eines Connetable und eines Colonel general der Infanterie, bewieß er, wie unleidlich ihm selbst die Tyranney war, sobald sie ihn betraf, und sein Despotismus gegen Andere ward dadurch um so verhaßter. Durch die Einführung des Luxus in Frankreich, durch die Thorheit, alle Zweige des Handels zu begünstigen, die auf Pracht und Glanz abzweckten, als da sind: die indische Compagnie, die Tapeten der Gobelins, die Spiegelfabriken, die Wagen u. s. w. öffnete er der Verderbtheit der Sitten Thür und Thor. Aber segnen thut ihn die Menschheit, wenn sie sieht, wie streng er den Zweykampf verfolgt, der sich mit dem Namen Ehre schmückt, und nur auf Stolz und Hochmuth gegründet ist; ein Ungeheuer, dessen Verbannungsurtheil um so kräftiger seyn muste, da der stolzeste und hochmüthigste Monarch der Welt es aussprach.

Es ist leicht die Menschen zu gängeln, und ihre Tugenden zu ersticken; aber es ist schwer ihre Laster zu bezähmen, wenn sie von Vorurtheilen vertheidigt werden. Der Zweykampf lebt noch, und wird noch lange leben. Unter den Franzosen wütet dieses Ungeheuer am geschäftigsten, nur unter den ver-

einigten Streichen der Philosophie und Freiheit wird es fallen; mit den alten Gesetzen ward es gebohren, aber es starb nicht mit ihnen.

Wer sollte es glauben! in unserm aufgeklärten Jahrhundert, wo wir frölich die Stuffen zählen, die uns von schimpflichen Vorurtheilen entfernen, in welchen die Zeitalter der Unwissenheit sich wälzten, hat nur allein der Zweykampf uns der Barbarey wiederum einen Schritt näher gebracht. Ihn betreffend war selbst die empfindliche und ungebildete Reizbarkeit unserer Voreltern aufgeklärter als die unsrige. Zu allen Zeiten war der Zweykampf ein Verbrechen, weil nichts die Gesetze der Natur antasten darf; aber wenigstens war dieses Verbrechen bey unsern Urvätern durch eine Art von Weihung geheiligt, und erhielt in den Augen derjenigen, die nicht gewohnt sind, die Begriffe von Vernunft und Gewalt gehörig zu unterscheiden, die ganze Gründlichkeit des Rechts. Man mußte sich auf das Gesetz berufen, nur dieses allein konnte den Kampf zugestehen. Es war doch möglich, daß der Schimpf, mit welchem dieses Gesetz den Ueberwundenen Retius brandmarkte, den Bösewicht abschreckte, der eine ungerechte Foderung, oder eine grundlose Beleidigung vorzuschützen im Begriff stand. Die Bewilligung des Monarchen war den Kämpfenden nothwendig, und seine Gegenwart veredelte ihre blinde Wuth. Sie hatten, dem Anschein nach, nicht einmal den Zorn des Himmels zu fürchten, da auch die Diener

6 ...

der Altäre sich dem allgemeinen Gesetz unterwarfen. Nun vergleiche man, in Rücksicht des Zweykampfs, uns mit unsern Vätern: „ein Zaum den Entwürfen des Bösewichts, Gehorsam den Gesetzen, Ehrfurcht dem Monarchen, schuldlose Ruhe bey dem Gedanken an Gott," so dachten jene, und was kann man von dem aufgeklärtesten Volke mehr fodern? Aber wir — wir haben von der Philosophie gelernt, daß der Zweykampf ein Ungeheuer in der Natur ist, eine Wahrheit welche unsere Väter nicht einmal träumten; die Gesetze haben ihn verbannt, und wir trotzen den Gesetzen; der Monarch schwört ihn zu bestrafen, und wir lachen seines Schwurs. Ueberwunden zu werden ist nicht allein nicht schimpflich, sondern die öffentliche Hochachtung geht sogar zu gleichen Theilen zwischen Sieger und Besiegten. Der Beleidiger und der Beleidigte, so bald sie sich nur geschlagen haben, haben in gleichem Grade die günstige Meinung der Welt für sich. Auf Seiten der aufgeklärten Enkel stehen also: Verspottung des Gesetzes, Geringschätzung des Fürsten, Verwirrung der Begriffe von Recht und Unrecht; und das ist ja ungefähr das Bild, welches wir uns von den unwissendsten und barbarischsten Völkerschaften entwerfen.

Wenn ein Vorurtheil unglücklicherweise Gesetz und Natur widersteht, welche letztere noch lauter spricht als das erstere, so bleibt vielleicht kein anderes Mittel übrig, als ein neues Vorurtheil gegen das alte

zu bewaffnen. Nirgends empört der Mißbrauch des Zweykampfs stärker als im Soldatenstande, weil ein Vorurtheil immer den meisten Unwillen erweckt, wenn es Verdienste verdunckelt. Der Augenblick ist da, in welchem wir anfangen müssen, es auszurotten. Man präge es tief in das Herz der jungen Krieger, daß sie nur der Nation, dem Könige und dem Gesetz angehören, daß, sobald sie in den Dienst des Vaterlandes treten, sie nicht mehr über ihren Arm und ihr Leben gebieten können; daß die Ehre ihrer Kammeraden ein heiliges, ihnen anvertrautes Gut ist, welches sie nur durch reine Sitten und Bezeugung ihrer Achtung unbefleckt erhalten können; daß die Lorbeern des Ruhms nur auf dem Schlachtfelde blühen, und daß zu aller Zeit der ehrenvolle kriegerische Ruf nach Schlachten, und nie nach Zweykämpfen bestimmt wurde. Sind die Jünglinge von diesen Grundsätzen durchdrungen, welche sie schon in ihrer ersten Erziehung schöpften, so gehe man von der Theorie zur Anwendung über; man belehre sie durch Erfahrung, daß, wo reine Sitten herrschen, keine Beschimpfung statt findet; daß sie nur die Begleiterinn des Spiels, der Ausschweifungen und der Unmässigkeit ist, und daß die persönliche Rechtschaffenheit der beste Vertheidiger gegen jede Beleidigung sey. Man beweise ihnen, daß, da sie einmal gezwungen, unter einerley Fahnen zu leben, und zu zahlreich sind, um nicht durch Verschiedenheit der Charaktere getheilt zu seyn, doch

die gegenseitige Achtung die mangelnde Freundschaft ersetzen müsse, und daß Eifersucht, Neid und Vorstreben, leicht aus einem Herzen verdrängt werden, in welchem die Liebe zu Erfüllung der Pflichten herrschend ist, als welche so leicht jede Empörung des Herzens zu stillen vermag. Man gewöhne sie nach und nach, sich als Brüder zu betrachten, welche sich wechselsweise Schutz, Beystand, Achtung und Nachgiebigkeit schuldig sind, und nicht als eine Heerde Tiger, die immer bereit stehen, sich zu zerreissen, und deren blutdurstige Blicke sich wechselseitig als Schlachtopfer zu verschlingen scheinen.

Vielleicht wird, besonders anfangs, sich noch mancher Gesezbrüchige finden, mancher Antaster der Ehre seiner Kammeraden; aber dann sey man unerbittlich, man streiche ihn aus auf der Liste der Krieger, er gehe, fern von ihnen in den Fechtsälen, oder in den Tempeln der Ausschweifung, sich Gegenstände seiner meuchelmörderischen Laune zu suchen; allgemeine Hochachtung folge dem, der der Beleidigung nur Verachtung entgegensezte; aber dann zeige man ihm, im Angesicht seiner Waffenbrüder, die Krone, welche im Gewühl der Schlacht ihm entgegen winkt, er wisse und erfahre, daß, wenn auch die Ruhmbegier eines jeden darauf Anspruch machen darf, doch auf ihm, dem Beleidigten, insbesondere die Verbindlichkeit ruht, sie zu erobern.

Indessen ist es eine traurige Wahrheit, daß

man für Ein schönes Gefühl in der Seele Ludwigs des Vierzehnten immer tausend kleinliche und kindische entdekt. Die Bastille tönte wieder von dem Kreischen der Angeln der so oft und schändlicher weise geöffneten Thüren. Dort büßte der Herzog von Lausun die gefährliche Liebe zu einer Prinzessinn, und Bussi die scharfe Spitze eines stechenden Gassenhauers. Dort öffnete ein Verhaftbefehl die Quelle der Vergiftungen, welche Paris seit einiger Zeit besudelten. St. Croix liebt die Marquise von Brinvilliers, der Vater dieser Frau läßt den Liebhaber einsperren. Im Gefängnisse macht er Bekanntschaft mit dem Italiäner Exili und dessen gefährlicher Kunst. Er wird seines Verhafts entlassen, der schrekliche Durst nach Rache wird mit ihm entkerkert, die beweinenswürdigen Folgen davon sind bekannt.

Unglüklicherweise bedarf es nur der Gewißheit eines grossen Verbrechens, um den Verdacht aller Verbrechen aufzuwecken, das Jahrhundert der Giftmischerinn Locusta schien wieder aufzuleben, und die Leichtglaubigkeit, jene Liebhaberinn des Wunderbaren, gab dem Tode den Giftbecher statt der Sense in die Hand. Bey dem allernatürlichsten Todesfall dachte man gleich an Gift, und der Schrecken lieh dem Irrthum die ganze Kraft der Wahrheit. Man schonte der grösten Nahmen nicht mehr, jedem zweklosen Schritt eines Weibes am Hofe, wurde nach-

gespürt als einer Schandthat. Die Bestrafung der Voisin und ihrern Mitschuldigen, machte diesem Trauerspiel ein Ende, welches, im Grunde betrachtet, nicht so schreklich war, als die Wichtigkeit der Zubereitungen ahnden ließ.

Fern von diesen eingebildeten Unruhen, welche in grossen Städten von dem Bedürfnis zu schwazzen, dem einzigen Zeitvertreib der Geschäftlosen, genährt wurden, seufzte die Menschheit unter würklichen Uebeln, — der Krieg ward mit Wuth fortgesezt.

Der Nachfolger eines Turenne werden, ist eine gefährliche Ehre; Delorge that indessen alles was man erwarten durfte, er schlug den Feind nicht, aber er trieb ihn von Hagenau und Zabern zurük, welche beyde Städte belagert waren. Die lezten Tage Carls des Vierten von Lothringen, jenes fürstlichen Abentheurers, und Oheims Carl des Fünften, dessen wir weiter oben gedacht haben, wurden durch die Niederlage Crequis und dessen Gefangenschaft, und durch die Einnahme von Trier, mit frischen Lorbeern geschmükt. Das Schiksal dieses Prinzen hatte eigensinnige Launen: immer nahm er Theil am Kriege, ohne mit irgend Jemand in Krieg verwickelt zu seyn; immer stand er an der Spitze eines Heeres, und hatte doch keine Staaten zu vertheidigen. Er liebte den Krieg mehr aus Neigung für die wüste Lebensart im Lager, als aus Liebe zum Ruhm; wer ihn bezahlen konnte, dem eilte er zu Hülfe, und verstand doch niemals

die Kunst, sich selbst zu helfen. Man könnte von ihm sagen, er trage den Fürstentitel nur, um der Welt zu zeigen, daß er es nicht sey.

Er blieb bey Locbach. Sein Neffe, durch den Markgrafen von Baaden unterstüzt, nahm Philippsburg. Alles stand jezt in Flammen. Aires, Conde, Bouchain, Valenciennes und Cambray unterlagen Ludwig dem Vierzehnten. Philipps Nahme fesselte den Sieg bey Cassel. Crequi löschte das Andenken von Trier bey Freyburg wieder aus. d'Humieres unterwarf sich St. Guillain. Luxemburg jagte den Statthalter weit weg von den Mauern von Charleroi. Navailles schlug den Vicekönig von Catalonien. Duquene verbrannte zu Palermo die vereinigte spanische und holländische Flotte, und d'Estrees verwüstete in America Cayenne und Tabago. Die Einnahme von Puicerda, Ypern und Gent führte endlich den Frieden herbey, aber besudelt durch die Grausamkeit und Schande Wilhelms von Oranien, der zu St. Denis ein Treffen lieferte, und geschlagen wurde; und durch die kriechende Schmeicheley der Geschichtschreiber, welche fast alle zu behaupten wagten: Ludwig der Vierzehnte habe mitten im Lauf seiner Siege sich großmüthig herabgelassen, Europa den Frieden zu schenken. Sollte man nicht glauben, er habe der Menschheit eine Gnade erzeigt?

Durch den Traktat von Nimwegen erhielt Frankreich die Franche-Comte, Cambresis und die Graf-

schaft Artois; gab aber an Spanien einen Theil der eroberten Städte zurük. So verlieren die Fürsten, indem sie Städte gewinnen, deren Schiksal doch am Ende nur der Friedensschluß entscheidet. Daran denken sie nicht, daß diese Steinhaufen mit dem Blute ihrer Unterthanen gefärbt sind, und daß aus allen jenen Traktaten endlich ein Buch entsteht, aus welchem der Mensch lernt des Gehorsams gegen seine Fürsten überdrüssig zu werden.

Der Tod der Königinn folgte bald auf diesen Frieden, den ich Ehrenvoll nennen werde, nicht in dem Sinne, in welchem die Schriftsteller gewöhnlich dieses Wort gebrauchen, sondern weil Ludwigs Ehrgeiz endlich zu ermüden schien. Man hätte wenigstens vermuthen sollen, daß ein Mann von vierzig Jahren endlich aufhören werde, durch die Brille der Täuschung zu sehen; aber er hatte das Schiksal aller Eroberer, deren eine Lebenshälfte verfließt, indem sie Feinde bekämpfen, die sie nicht hatten, und die hernach die andere Hälfte dazu anwenden müssen, sich gegen Feinde zu vertheidigen, die sie sich gemacht haben. Maria Theresia von Oesterreich, seine Gemahlinn, hatte an einem wollüstigen Hofe keinen andern Feind als ihre eigenen Tugenden, welche machten, daß man sie vergaß. Durch ihren Tod entstand kein leerer Plaz. Sie war für das Kloster und nicht für den Thron gebohren. Ihre Frömmigkeit, ein untrügliches Mittel die Höflinge von sich zu entfernen, schuf mitten im Pallast

der Könige, Einsamkeit um sie her, und dekte ihre guten Handlungen mit dem Schleyer des Geheimnisses, der der wahren christlichen Mildthätigkeit so schön steht. Tochter eines Königs von Spanien und Königinn von Frankreich, kam ihr ihre Grösse drückend vor; sie war müde aller Titel, wie eine andere ihrer dunkeln Eingezogenheit müde wird. Die fromme Seele liebte Madam de la Valiere, und dachte groß genug Madam de Montespan nicht zu hassen; obgleich der österreichische Stolz zuweilen durch die fromme Entsagung durchblikte. Eine Karmeliterinn, ihre Vertraute, nahm sich eines Tages die Freiheit sie zu fragen: ob unter den jungen Herren am spanischen Hofe keine ihre Einbildungskraft gerührt habe? „nein, antwortete sie, es waren keine Könige unter ihnen.

Sie besaß die Eigenschaft schöner Seelen, die Kunst zu geben, und zu rechter Zeit zu geben. Vom Hofe hintangesezt, konnte sie diese Tugend mit noch mehrerer Leichtigkeit ausüben, da sie unbemerkt ausgehen konnte. Eines Abends war sie gegangen, eine der Nonnen im Institut St. Vincent de Paul zu besuchen, welche sie sehr liebte. Sie giengen in einem der Säle, des der Sorgfalt und Obhut dieser Mädchen anvertrauten Hospitals, auf und nieder, die Nonne wird abgerufen, sie verläßt die Königinn auf einen Augenblik. Während dessen kömmt der Feldscherer, der gerade an diesem Tage den Dienst hatte; die Stunde in welcher der Ver

Hand abgenommen wurde, hatte geschlagen. Im ersten Bette, welchem er sich nähert, liegt ein sterbender Soldat, dem die Wunden, welche er bey der Belagerung von Conde empfieng, den Tod drohen. Es war spät, der Feldscherer konnte kaum noch sehen, er ruft nach Licht, Niemand hört ihn. Die Königinn tritt herzu, zündet den Wachsstock an, welchen der Feldscherer ohne sie zu kennen ihr hinreicht, und leuchtet während des Verbandes. Als er vollendet ist, geht der Feldscherer weiter, indem er der Königinn den Wachsstock rasch aus der Hand reißt. Der Kranke mußte nun in seinem Bett wieder ordentlich zurecht gelegt werden, eine Arbeit, die den Nonnen zukömmt, es war aber eben keine da; Maria Theresia hilft dem Kranken. Ludwig der Vierzehnte achtete es bey der Belagerung von Conde weit unter seiner Grösse, einen Blick auf diesen Unglüklichen zu werfen, der für seinen Ehrgeiz das Leben wagte, und ahndete nicht, daß dieser Soldat eines Tages von seiner Gemahlinn bedient werden würde. Die Philosophie stellt dergleichen Gemählde gern neben einander, denn sie beweisen am unwidersprechlichsten, daß die Ungleichheit nur in den Meynungen ihren Grund hat. Die Nonne trat wieder herein, und ihr Erstaunen verrieth die Königinn. Der Soldat ward wieder hergestellt, sie gab ihm eine Pension, zur Belohnung für die Mühe, sich von einer Königinn bedienen zu lassen,

und

und — ein weit schönerer Zug — sie ließ dem Feldscherr hundert Louisd'or auszahlen, damit er diese Begebenheit verschweigen sollte.

Sie besaß in Paris ein kleines Haus, wohin sie sich zweimal in der Woche begab, und fast immer blieben diese kleinen Reisen unbekannt, weil sie die Kunst verstand, immer einen neuen Vorwand derselben zu erfinden. Dort versammelte sie einige hundert jener Dürftigen, denen das Ehrgefühl zu betteln verbietet; sie trat mitten unter sie, und half einem jeden, denn sie besaß das zarte Gefühl der Menschlichkeit, welches fremde Leiden, wenn auch der Mund sie verschweigt, aus den Blicken des Leidenden liest. Sie nannte das ihre Audienz, und das ist vielleicht an allen Höfen der Welt die einzige Audienz, von welcher Jedermann zufrieden weggieng.

Als sie starb, rief Ludwig der Vierzehnte: „ihr „Tod ist der einzige Kummer, den sie mir jemals „verursacht hat.„ Maria Theresia hätte nicht eben das von ihm sagen können. Seine Liebschaften kränkten sie oft. „Die Tugenden einer Königinn, „pflegte sie zu sagen, sind ein Erlaubnisschein der „Untreue für ihren Gemahl.„ Sie starb als Königinn, das heißt, als ein Weib, dessen Bestimmung es war, ein grosses Beispiel zu geben. Die einzige Person, deren Rang sie Ludwig dem Vier-

zehnten am nächsten stellte, und die einzige, von welcher sein Glanz nicht zurükstrahlte.

Diesem Glanz verdankten indessen die Wissenschaften eine gewisse, nach und nach emporstrebende Federkraft. Die Academie der schönen Wissenschaften machte sich das Studium der Geschichte eigen, und erzeigte dadurch der Menschheit einen wichtigern Dienst, als durch die kindische Beschäftigung, Denksprüche für Ludwig den Vierzehnten zu erfinden. Die Erdkunde entwickelte sich; Huygens maß die Zeit; Cassini las in den Sternen; Beobachter, welche nach Cayenne geschikt wurden, öffneten das Gesezbuch der Natur, über welches einst Newton den Commentar schreiben sollte.

Descartes war tod, Mallebranche lebte noch und suchte, mehr durch sein Genie als durch die Fackel der Vernunft erleuchtet, in die dunkeln Tieffen einzudringen, wo Gott allein mit sich selbst die Seelen der Menschen schaft. Die Weltweisheit schlummerte noch. Corneille starb, kein Denkmal bezeichnete seine Asche. Moliere starb, ihm ward das Begräbnis versagt. Racine, werth Geleitsmann auf dem Pfade der Weisheit zu seyn; Racine, verblendet durch die Gunst eines Königs, und zitternd sie zu verlieren, vergaß, daß der Weise nichts fürchten darf als den Verlust der Tugend. Der Komet von 1680, welcher seit Cäsar vielleicht unsere Erdkugel nicht besucht hatte, fand in Frankreich

Roms Nebenbuhlerinn, aber er fand es auch, so wie jene, abergläubisch genug, um bey seinem Anblik zu zittern.

Dieser Komet, der weder durch seinen Schweif noch durch seinen Bart den göttlichen Zorn verkündigte, äusserte im Gegentheil einen sehr wohlthätigen Einfluß, denn er gab Bayle die Feder in die Hand. Man hat diesen Weltweisen verschrieen, weil er viele Götzenbilder zerbrach; und ich will gern glauben, daß er besser gethan hätte, das Geschöpf nicht so oft um des Schöpfers willen zu vernachlässigen: aber Bayle, indem er die Menschen richtete, indem er sie von heuchlerischen Zierrathen entblößte, und sie der Welt nackend hinstellte, hat zuerst fühlbar gemacht, wie sehr die Freiheit zu denken und zu schreiben die Herrschaft der Wahrheit ausbreitet. Wenn alle Menschen die Tugend liebten, so würde Bayle nie geschrieben haben. Wenn alle Menschen das Bedürfnis fühlten, tugendhaft zu seyn; so würden Bayles Schriften höher geschäzt werden.

Er lebte verfolgt, das heißt, hochachtungswürdig. Man griff nach seinem Tode sein Testament an, und hier wurden zum erstenmale die glüklichen Würkungen des Einflusses der Philosophie sichtbar, deren Grundstein er gelegt hatte. Senaux vertheidigte es, und riß die Richter mit sich fort. Man behauptete der Flüchtling Bayle sey für bür-

gerlich tod zu achten. Der Gelehrte ist in jedem Lande zu Hause, sprach Senaux. Kann Bayle bürgerlich tod seyn, wenn ganz Europa von seinem Nahmen wiederhallt? Nie hatte, vor Bayle's Zeiten ein Richter so zu sprechen gewagt.

Aber ach! diese Philosophie war noch zu schwach, um den Widerruf des Edicts von Nantes zu hindern, das größte Unglük, welches Misbrauch der Gewalt, Louvois unpolitischer Hochmuth, und die Intoleranz einiger Pfaffen jemals über Frankreich gebracht haben. Laßt uns gerecht seyn: dieser Widerruf ist eines der grösten Denkmäler von dem Despotismus Ludwigs des Vierzehnten. Doch war er minder schuldig an diesem Verbrechen, als die, welche ihn umgaben. Er unterzeichnete nur, und das Gewicht dieser Anklage ist schon drückend genug, wir dürfen es nicht erschweren.

Der Kanzler Tellier, dieser Vater von Louvois, von welchem einst der Graf von Grammont, als er ihn aus dem Kabinet des Königs von einem geheimen Gespräch kommen sah, ausrief: „mich „dünkt, ich sehe eine Wiesel, welche eben die Hü„ner erwürgt hat, und sich noch die blutige Schnau„ze leckt;„ dieser Tellier und sein Sohn beschleunigten den schreklichen Streich, der ein Zehntheil der Franzosen aus ihrem Vaterlande jagen sollte.

Das Edict von Nantes, jenes Werk des guten und freundlichen Heinrichs des Vierten, jenes Denk-

mal der Großmuth eines Herzens, welches vielleicht der Religion seiner Wiege noch manchen Seufzer opferte, war dem Despotismus Richelieu's und Mazarin's entschlüpft. Aber es glich einem alten Gebäude, dem man täglich hier und dort einen Stein ausbricht, bis es sich zum Einsturz neigt. Der Haß gegen die Democratie der reformirten Religion, welche Voltaire entschleyerte, lag der Aristocratie der Bischöffe und Grossen mehr am Herzen, als das Jntresse Gottes. Ueberall, so bemerkte Voltaire, wo die reformirte Religion eingeführt worden war, herrschte das Volksregiment. Bedurfte es mehr, um den Versuch zu wagen, sie in Frankreich ganz auszurotten, in Frankreich, wo von jeher das Volk für nichts, und die Grossen für alles geachtet wurden. Noch existirte das Edikt von Nantes, aber man übertrat es täglich, ein scheinbar weniger empörendes, und doch im Grunde weit ungerechteres Verfahren, als der gänzliche Widerruf. Ein noch bestehendes Edict, welches aber Niemand mehr befolgt, gleicht dem Opium das man dich nehmen läßt, um dich am Schreien zu hindern, wenn man dir ein Bein abschneidet.

Colbert, der Freund der Künste, nahm diejenigen in Schutz, welche man damals, und auch noch jetzt gewöhnlich, Hugenoten zu nennen pflegt. Er sah in ihnen nur nützliche Unterthanen, deren Betriebsamkeit die Einkünfte des Staates vergrösserte,

und Colberts Wohlwollen gab dem Haß der beyden Louvois neue Nahrung. „Sie sind König um die „Welt zu beglücken" sagte Colbert zu Ludwig dem Vierzehnten, „und nicht um ihren Glauben zu richten." — „Sie sind König, um zu thun was ihnen gut dünkt" sprach Louvois, und Louvois wurde gehört, weil er zu der Gemüthsart, nnd Colbert nur zu dem Verstande redete.

Bald zerstörte man einen ihrer Tempel, bald verbot man ihnen alle ihre Verbindungen mit den Katholiken. Man entfernte sie von fremden Aemtern, welche den Adel mittheilen; man gab ihnen keine einträgliche Posten; man verschloß ihnen sogar die Werckstätte der Künste und Handwercke; nur den Soldatenstand untersagte man ihnen nicht; man ließ ihnen die Ehre, sich tod schlagen zu lassen, für eine Regierung, welche sie verabscheute, und für ein Vaterland, in welchem sie keinen Vertheidiger hatten. Mitten unter allen diesen Bedrückungen gab man Befehle, welche alle Gewalt gegen sie verhüten sollten, als ob die Versagung aller Gerechtigkeit nicht die schwärzeste Gewalt in sich begreife.

Pelisson, welchen man durch Abteyen bekehrt hatte, glaubte dieses Mittel unwiderstehlich. Durch etwas Geld an Unglückliche ausgespendet, welche der Mangel hindert einen Willen zu haben, vergrösserte er die Liste seiner Bekehrten, und schmeichelte Lud-

wigs Stolze, welcher an dieser anscheinenden Gewalt über den Glauben der Menschen grosse Freude fand. So entehrte sich Pelisson, als er Priester war, durch knechtische Schmeicheley; er, dem als Calvinist seine Gefangenschaft in der Bastille zur Ehre gereichte.

Aber die willkührliche Gewalt begnügt sich nicht mit ungerechten Mitteln, die kein Aufsehen erregen, grosse entscheidende Streiche werden ihr zum Bedürfniß, und bald führte sie auch diese. In einem Staate, in welchem das Gesetz nur ein Alter von 25 Jahren für majorenn anerkannte, hatte man die Verwegenheit zu erklären, daß die Kinder der Protestanten schon im siebenten Jahre fähig seyn sollten, ihrer Religion zu entsagen, oder mit andern Worten: die wichtigste Handlung ihres Lebens zu bestimmen, in einem Alter, in welchem ihre schwache Vernunft ihnen noch nicht verstattet, die Klippe gewahr zu werden, an welcher sie scheitern musten. Da man aber wohl einsah, daß sie, mehr mit den Spielwercken der Kindheit, als mit der Wichtigkeit des Gottesdienstes beschäftigt, sich eben nicht herzudrängen würden, um der Gunstbezeugungen der Minister theilhaftig zu werden, so trug man Sorge sie von den Busen ihrer Mutter zu reissen, um ihnen mit Gewalt die Thore des Himmels zu öffnen, zu welchen schon ihre Unschuld

ihnen ein Recht gab, das ihre Räuber in diesem Augenblicke vielleicht auf ewig verlohren.

Das war ganz natürlich das Signal der Flucht. Nehmt dem schüchternen Vogel seine Kleinen, die er mit mütterlicher Zärtlichkeit ausgebrütet, so wird er hastig den Wald fliehen, der seiner Kränkung und seines Schmerzes Zeuge war. Die Höfe, welche sich unaufhörlich belauern, um wechselseitig von ihren Fehlern Nutzen zu ziehen, und deren Politik ihre eigne Wohlfahrt immer nur auf den Umsturz anderer gründet, liessen diesen Augenblick nicht entschlüpfen, die Macht von Frankreich zu verringern; Holland, England und die nordischen Reiche, öffneten ihren Schoos den unglücklichen Flüchtlingen.

Das Mittel die Väter zurück zu halten, war eben so löblich, als das, die Bekehrung der Kinder zu befördern. Man zog die Güter derjenigen ein, welche Willens waren sie zu verkaufen, und man verdammte Jeden zu den Galeeren, der den Versuch wagen würde zu entfliehen. In der That, sie hatten groß Unrecht. War es denn nicht billig zu verlangen, daß sie bleiben sollten? um dem Minister Louvois die Freude sie zu quälen nicht zu verderben.

Von tiefem Unwillen wird man ergriffen, wenn man den Blick auf dieß Gewebe von Ungerechtigkeiten wirft. Jeder Grundsatz der Billigkeit schien damals vernichtet zu seyn. Diese überdachte Ver-

kehrtheit füllt die Seele mit Schrecken, wie vielleicht keine Epoche in der Geschichte. Der König welcher zu diesem Betragen sich herleiht, der Minister dessen Entwurf es war, die Priester welche es erbetteln, das Volk welches es leidet — nein, man sucht umsonst einen Namen für alles dieß. Und hauptsächlich die Priester! Diese Diener eines Gottes des Friedens! Ach! Damals, als in den ersten christlichen Jahrhunderten die unglücklichen Märtirer unter dem Henkerschwerdt fielen, wie die Aehren unter der Aerndtesichel, was thaten Jupiters Priester mehr bey einem Diocletian und einem Decius?

Die Geisel der Ungerechtigkeit weckte endlich die Schlangen der Zwietracht, und die Verfolgten bewaffneten sich in den Gebirgen von Vivarais und Dauphine. Es war den abgehärteten Truppen eines Menschen, der die ganze Welt hatte bezwingen wollen, nicht schwer, eine Handvoll Unglücklicher zu zerstreuen. Man ließ es dabey nicht bewenden, der Henkertod war für die Besiegten bestimmt. Der abscheuliche und schimpfliche Tod auf dem Rade, war die Strafe eines Verbrechens, welches zu begehen man sie gezwungen hatte. Voltaire hatte jenen Vers noch nicht geschrieben:

L'injustice à la fin produit l'indépendance.

Aber schon lange vor ihm hatte die Natur ihn in das Herz des Menschen gegraben. Das Verbrechen

der beweinenswerthen Calvinisten war, sich zu Rächern der Naturrechte aufgeworfen zu haben.

Dragoner, welche von Priestern angeführt und geleitet wurden, durchzogen alle Wohnungen dieser Unglücklichen. Louvois Briefe giengen vor ihnen her, wie der Schrecken vor der Göttin des Krieges. Alles war diesen Soldaten erlaubt, nur nicht zu tödten; nnd diese Einschränkung für Truppen, welche der Ruhm eines Eroberers selbst für Ehrgefühl stumpf gemacht hatte, deren Seelen, gleich entblößt von Bürgerliebe und Menschlichkeit, nur noch Sinn hatten für kriegerische Wildheit; diese Einschränkung war ein Befehl, den Unglücklichen, der unter ihre Hände fiel, Glied vor Glied zu morden. Nur zu getreu gehorchten sie dem empfangenen Befehle: Weiber starben aus Verzweiflung beym Anblick ihrer Säuglinge, die man ihnen vom Busen riß; Männer an der Seite ihrer Gattin, welche viehische Wollust unter ihren Augen schändete; Hausväter unter den Trümmern ihrer rauchenden Hütten. Abscheuliches Schauspiel! unvergängliche Schande! Ein König der sich in Wollüsten wälzt, während man seine Unterthanen erwürgt; ein Blutminister der den Namen seines Herrn brandtmarkt, indem er seine eigene Rachlust befriedigt; Priester welche diese Rachlust noch mehr reizen; Soldaten welche ihr dienen; — O! welche Hand vermag die Worte auszulöschen, welche die fliehende Menschheit in Frankreichs Bo-

den grub: „hier wurden Menschen im Namen Gottes ermordet!"

Das Edict ward endlich widerrufen; und der Kanzler rief aus, indem er es unterzeichnete: nunc dimittis servum tuum domine &c. Die Seele eines Tellier — welch' ein Geschenk für die Gottheit!

Alles flieht; 500,000 Verfolgte zerstreuen sich auf dem Erdboden, und tragen von der äussersten Grenze von Afrika bis an das baldische Meer, das Gemälde ihres Unglücks, die Hülfsquelle ihrer Talente, und den Haß gegen Frankreich mit sich herum.

Und — unglaublicher Widerspruch in dem Gange des menschlichen Geistes — in dem nemlichen Augenblicke, wo alle diese Schandthaten vollbracht werden, treten die berühmtesten heiligen Redner auf. Welch ein Gegensatz! die Dragonade in den Cevennen, und Bourdaloue zu Versailles den christlichen Frieden predigend.

Aber auch beweinenswürdige Einförmigkeit in der Politik der Höfe! zu derselben Zeit, da Ludwig der Vierzehnte die Verbannung einer Million französischer Protestanten unterzeichnet, beschützt er die Protestanten in Ungarn, die sich gegen ihren König, den Kaiser Leopold auflehnten. So werden die Menschen unter den Händen ihrer Beherrscher lasterhaft oder tugendhaft, wie es die Launen jener erheischen.

Bey diesem ausgezeichneten Geschmack für Verwüstungen, wundert man sich freilich nicht, der Menschlichkeit nachtheilige Erfindungen erscheinen und aufkommen zu sehn; und noch weniger wundert man sich, die, alle Entdeckungen verachtende Unwissenheit der Grossen wieder zu finden, und ihre Gleichgültigkeit selbst für diejenigen, welche ihren Neigungen schmeicheln. Ein gewisser Renaud ahndete die Möglichkeit der Bomben-Galioten; er schlägt dem Conseil einen Versuch vor. Man schämt sich nicht, einem Geometer, einem Ingenieur, der sein Leben dem Studium seiner Kunst geopfert hatte, ins Gesicht zu lachen. Warum? Richelieu entschied über den Werth des Cid. Die Sache gelang trotz dieses Hohnlächelns der Glieder des Conseils, und trotz der albernen Spöttereyen der Höflinge. Die Algierer und Genua machten die traurige Erfahrung davon.

Das handelnde Genua, welches Ludwig dem Vierzehnten in keiner Rücksicht etwas schuldig war, hatte den Algierern Pulver und Bomben verkauft, ohne sich im geringsten darum zu bekümmern, und ohne vorher zu sehen, ob sie dieses Pulver und diese Bomben gegen den König von Frankreich gebrauchen würden. Genua hatte da nichts weiter gethan, als was jeder Waffenschmied thut, der an Jemand einen Degen verkauft, ohne deshalb dem Gegner des Käufers, der durch diesen Degen verwundet würde,

Rechenschaft schuldig zu seyn. Aber Ludwig der Vierzehnte dachte anders. Seit langer Zeit hielt er sich mehr für den Gott der Erde als für den König von Frankreich. Er fodert Ersatz von diesen fremden Kaufleuten, man lacht darüber, das war natürlich. Sogleich läuft eine zahlreiche Flotte von Toulon aus, der siebenzig jährige Duquene ist Befehlshaber derselben; sie erscheint vor den Mauern von Genua, und in wenig Tagen ist diese prächtige Stadt in einen Schutthaufen verwandelt. So rächte einst Genserich an den Künsten, die vorgeblich von den Menschen erlittenen Beleidigungen.

Das war noch nicht einmal genug in Ludwigs Augen; er wollte dies arme gekränkte Volk auch noch in seinem Chef demüthigen, und der Doge Imperiale Lescaro dachte groß genug, um selbst nach Versailles zu kommen, die verlangte Genugthuung zu leisten. Ich sage er dachte groß genug! und da sage ich noch zu wenig; denn der Doge zu Versailles ist weit grösser als Ludwig der Vierzehnte. Der Vaterlandsliebe opfert dieser Genueser den Widerwillen, den er empfinden muß, seine eigene Demüthigung zu unterzeichnen. Um sein Volk zu retten, erniedrigt er sich so tief. Würde Ludwig der Vierzehnte in dem nemlichen Falle dasselbe gethan haben? nein! unter den Trümmern seiner Staaten hätte er sich begraben; das war sein einziges Rettungsmittel im Unglück. In den Augen

der Menschheit erscheint Imperiale also weit grösser als Ludwig. In den Bedingungen selbst welche die Eroberer den Besiegten auflegen, finden die letzteren oft ihre Rache. Als der Maire von Calais einst vor Eduard erschien, hätte er ihm zurufen können: „siehe da Fesseln, welche du nicht den Muth zu „tragen haben würdest."

Einer übermüthigen Ceremonie folgte jetzt eine lächerliche. Hier glaubt man die türkische Gesandtschaft bey Molieres geadeltem Bürger zu sehen. Ein schlauer Kopf, dem seines Vaters Weinschenke zu enge war, gieng nach Indien und suchte sein Glück zu den Füssen des Thrones von Siam. Er fand es auch würklich, war aber bange es nicht festhalten zu können. Die Prahlsucht Ludwigs des Vierzehnten war auch bis zu seinen Ohren gedrungen, er fühlt welchen Vortheil man von dieser Kleinheit ziehen kann, er bedarf einer Stütze, aber wie seinen Zweck erreichen in einer Entfernung von einigen tausend Meilen? Wie aber im Gegentheil sich erhalten, in einem fremden Lande? allein, von Neidern seiner Grösse umgeben? wie, mit einem Worte, den Thron besteigen, der das Ziel seines Ehrgeizes war? Nichts leichter! er darf nur Ludwigs Eitelkeit schmeicheln. Giebt es Fallstricke in welche der Stolz nicht fiele? Die Gesandtschaft reist ab; nach einer Reise von einigen Jahren kömmt sie glücklich zu Versailles an, und Ludwig der Vier-

zehnte ist so gefällig sich selbst für einen neuen Salomon zu halten, dessen Name bis an die äussersten Grenzen des Morgenlandes gedrungen ist. Die ganze Königspracht wird ausgekramt, einige Millionen werden für dieses Schauspiel verschwendet. Ludwig von Diamanten strahlend und von seinem ganzen Hofe umgeben, giebt den Abgeordneten des Constanz Audienz, welche ihm mit der möglichsten Ernsthaftigkeit einen Handlungstractat mit ihrem Vaterlande vorschlagen, wo keine Handelszweige sind; und die Bekehrung ihres Königs versprechen, der in seinem Leben von der christlichen Religion nicht ein Wort hat reden hören. Ludwig hat die Gefälligkeit, alle diese Lügen zu glauben. Der Chevalier de Chaumont wird mit zwey Fregatten nach Siam geschickt. Weil kein Tractat dort zu machen war, so kam auch keiner zu Stande. Der König von Siam bekannte sich nicht zum christlichen Glauben. Constanz wurde durch einen andern Ehrgeitzigen, Namens Pitracha, gestürtzt. Die Geschenke an die Gesandten und die Ausrüstung kosteten einige Millionen; und als Ludwig der Vierzehnte endlich aus diesem Traume erwachte, wunderte er sich mächtig, zu finden, daß ein Abentheurer einem König von Frankreich eine Nase gedreht hatte. Indessen hat doch auch ein ganzes Jahrhundert diese Begebenheit als einen Beweis seiner Grösse anerkannt.

So fand Ludwig der Vierzehnte den Weg zum Despotismus und brach auch die Bahn für seine Nachfolger. Die Art dazu zu gelangen, war ohne Zweifel die untrüglichste, aber auch die gefährlichste für Frankreich. Wahr ist es: man dient gern, mit Vergnügen vielleicht sogar, dem Menschen den man bewundert. Es scheint alsdann, als veredle sich die Sklaverei. Man gewöhnt sich nach und nach, eine Gewalt nicht mehr ungerecht zu finden, deren anscheinender Ruhm die Glieder welche er verwundet einschläfert, und das ist der Augenblik, in welchem der Mensch die meiste Kraft in sich zu fühlen glaubt, ob er gleich gerade dann seine ganze Kraft verlohren hat. Die gerechtesten Vorstellungen, auf die Wohlfahrt der Nation gegründet, scheinen alsdann dem grossen Haufen dieser nemlichen Nation, eine Beleidigung für den Götzen welchen er anbetet. Die Gesetze werden übertreten, die Finanzen erschöpft, die Bedrückungen vervielfältigt, ohne daß es jemanden auch nur einfällt, der Monarch könne Unrecht haben. Er verstand die Kunst, in die Wage in welcher man Könige wägt, und die eigentlich nichts anders ist, als eine Vergleichung der Ideen, eine Masse von Vorurtheilen zu legen, deren Gewicht grösser war, als das des Gefühls der Uebel; und so gelangt man endlich in der Sklaverey bis zu jenem Puncte der Erniedrigung, daß man seine Leiden segnet, und

sie

sie gerecht glaubt, um der erhabenen Stufe willen, auf welche die Einbildungskraft den Menschen stellt, der diese Leiden verursacht. So hat er also das untrüglichste Mittel gefunden, euch zu unterjochen; aber auch zugleich das gefährlichste, warum? weil er in den Augen seines Volkes diese Masse von Grösse, durch welche er dasselbe gefesselt hält, nicht anders aufhäufen konnte, als indem er von aussen jene grosse Gewaltthätigkeiten unternahm, deren Erfolg seinen Staaten die Feindschaft aller seiner Nachbarn zuziehen mußte. Was entsteht daraus? Die Bewunderung, die ihr ihm zollt, ist Schuld, daß euch der Haß der Feinde, welche er euch erwekt hat, ungerecht scheint, und ihr opfert euch für ihn auf, um einer Sache willen, die nur ihn betrifft, die er aber sehr künstlich zu der eurigen zu machen gewußt hat. Ihr wähnt Helden zu seyn, indem ihr für seinen Ruhm sterbt; aber die Nationen betrachten euch als die niedrigsten Sklaven, die aus allen Kräften die schimpflichen Ketten welche sie tragen, zu erhalten suchen.

Ich wage es zu behaupten: der Franzose war nie so klein, des Ehrentitels Mensch so wenig würdig, als in jenem vielgerühmten Jahrhundert; und wenn noch ein Ludwig der Vierzehnte der Nachfolger dieses Ludwigs gewesen wäre; so wäre Frankreich aus der Reihe der Nationen entweder ganz weggestrichen worden, oder das finstere Schwei-

gen der asiatischen Ebenen hätte sich auf seinen glüklichen Gefilden gelagert.

Die innere Ruhe des Reichs während seiner Regierung, ist der sicherste Beweiß dieser Sklaverey. Nie lieferte Frankreich mehr ehrgeizige Menschen, und nie zeichneten sich deren weniger durch diese Leidenschaft aus. Man findet während dieser ganzen Regierung nur das einzige jämmerliche Complot von Truaumont. Verstand man etwa besser, den edlen Ehrgeiz vom falschen zu unterscheiden? keineswegs. Es kam daher, weil der blosse Name Ludwigs des Vierzehnten einen Despotismus enthielt.

Er gerieth einen Augenblik in Versuchung, dem Chevalier de Rohan Gnade wiederfahren zu lassen, der sich durch seine Unbesonnenheit in jene schlecht ausgesonnene Verschwörung verwickelt hatte; eine Vorstellung des Cinna erwekte diese Idee in ihm, aber er besann sich bald anders. Was soll man davon urtheilen? war es weniger groß die Gnade Augusts nachzuahmen, als den Octav bey Actium?

Unglüklicherweise für den August von Frankreich besaß sein ewiger Nebenbuhler nicht die Fehler des Antonius. Wilhelm, erfahrner in der Politik als Ludwig, und hauptsächlich nicht so verblendet durch das Glück, ersezte den Mangel an Siegen, durch die erstaunenswürdige Tiefe seines Geistes; und indessen sein Mitbuhler über das Schiksal Europens

nur zu gebieten schien, war er es, der würklich gebot. Denn Wilhelm wiegelte ganz Europa gegen Ludwig auf. Die Herzoge von Lothringen und von Savoyen, Holland, die Reichsfürsten, der König von Spanien und der Kaiser, verbinden sich untereinander, insgeheim durch ihn angereizt. Venedig lieferte unter der Hand Geld, der Pabst heftige Rathschläge und unkräftige Segenssprüche, der Himmel Eugens Haß und Tapferkeit. Der unbrauchbare und wollüstige Carl der Zweite von England war gestorben, und Jacob sein Bruder, mehr für das Kloster als für den Thron, aber wie alle Stuarte zum Unglük gebohren, regierte samt seinen Vorurtheilen in London. Da er Ludwigs Freund und eben deswegen Wilhelmen verhaßt war, so beschloß der Statthalter, sich denselben lieber durch ein Verbrechen vom Halse zu schaffen, als durch politische Ueberredungen ungenutzt die Zeit zu verlieren. Dank sey es Colbert! Frankreich konnte dem allen die Spitze bieten; Brest und Toulon standen auf der höchsten Stufe ihres Glanzes. Rochefort war aus Morästen emporgestiegen. Fast zweyhundert Linienschiffe füllten jene Häfen, deren Arsenäle Macht und Kraft verkündeten. Man zählte hundert und einige sechzig tausend Seeleute, und fünf Armeen trozten in Flandern, in Deutschland und Piemont den Angreifern Frankreichs.

Es blieb Ludwig dem Vierzehnten keine Hoffnung

übrig, hier oder dort eine Diversion anzuzetteln, um dadurch wenigstens einige seiner Feinde in ihren eigenen Staaten zu beschäftigen. Die Türken welche er lange Zeit gegen den Kaiser aufgehezt hatte, waren eines Krieges müde, in welchem sie zwar anfangs das Glük angelächelt hatte, dessen Fortgang aber der grosse Sobieski sehr bald unterbrach, und Leopold verdankte diesem königlichen General seinen Einzug in Wien, welches er unbesonnener Weise verlassen hatte.

Der Krieg ward durch die Belagerung von Philippsburg eröffnet. Der Dauphin in Deutschland, unter ihm der Marschall von Duras und Vauban, unterstüzt von zwei Observationsarmeen, deren Anführer d'Humieres und Bouflers waren; Catinat in Italien; Luxemburg in Flandern; das waren die Schilder, mit welchen Ludwig ein Reich dekte, welches sein Stolz zum allgemeinen Gegenstande des Hasses von ganz Europa gemacht hatte. Die berühmten Krieger, welche er in Thätigkeit sezte, fanden überall ihrer würdige Nebenbuhler. In Deutschland Carl den Fünften von Lothringen, erst neuerlich Sieger der Ungarn und der Türken; und den Churfürsten von Brandenburg, den Großvater des ersten Philosophen, der einen Scepter trug. In Italien Eugen und den berühmten Victor Amadeus, weise obgleich Fürst, unglüklich obgleich groß, ungeschikt obgleich Heerführer. In Flan-

dern Waldeck und bald nachher Wilhelm, die geheime Triebfeder aller dieser grossen Begebenheiten.

Die abscheulichen Scenen in der Pfalz erneuerten sich, und noch schimpflicher für Frankreich, weil der Nahme Turenne den Schimpf nicht mehr deckte. Alle Städte dieses schönen Landes hatten sich in wenig Tagen unterworfen, und Louvois rieth Ludwig dem Vierzehnten aus seiner ganzen Eroberung einen Scheiterhaufen zu machen, unter dem eben so nichts würdigen als unmenschlichen Vorwande, durch Mangel und Hungersnoth den Feinden ein unübersteigliches Bollwerk entgegen zu stellen. Es war mitten im Winter. Sybaritisch ausgestrekt auf den Rosen der Wollust, unterzeichnete der Monarch den Todesbefehl, welchen die eiserne Seele des Ministers geschmiedet hatte, eine Seele, die unter dem Hammer der Zeit immer härter und unbiegsamer geworden war. Dieser Befehl war schreklich, denn selbst die Krieger, welche ihn empfiengen, schauderten. Die Einwohner wurden zerstreut. Die Flammen verschlangen Städte und Dörfer; die Bäume vertrokneten bis in ihre Wurzeln; der Saft des Frühlings fand nur Asche zu befeuchten; und nachdem alles was Leben athmete, von diesen unseligen Gefilden verbannt worden war, so stieg man sogar bis in die Gräber hinab, um auch noch das Andenken eines ehemaligen Lebens zu entweihen. Bis dahin hatte Lud-

wig der Vierzehnte nur Abscheu erwekt, der Haß des Erdbodens krönte ihn mit Unsterblichkeit.

Den Königen zum warnenden Beispiel und der Welt zum Troste, wäre es freilich schön, wenn grosse Widerwärtigkeiten diesen Schandthaten auf dem Fusse gefolgt wären, und der Geschichtsschreiber erröthet, daß er überall nur gelungene Unternehmungen schildern darf. Aber der Himmel ist weit von der Erde, seine Gerechtigkeit bedarf Zeit um den Raum zu durchstreichen. Geduld! diese Zeit wird auch kommen.

Sie ereilte damals Jacob den Zweiten, der auf dem Throne von England sich nichts vorzuwerfen hatte, als die Hartnäckigkeit seiner Unbesonnenheit und den Ehrgeiz seines Beichtvaters Paters. Seit Heinrich dem Achten kämpften zwei Religionen gegen einander auf dieser Insel. Die katholische, die einzig heilige, aber gefürchtete, weil sie dem Despotismus zum Schleyer diente; und die anglicanische, zwar in der That falsch, aber verführerisch, weil sie sich auf die Freiheit stüzte. Bald kezerisch, bald römisch gesinnt, schwankte der englische Scepter zwischen beiden Altären. Elisabeth hatte ihn verherrlicht, blutig war er von dem Blutgerüste Carls des Ersten herabgerollt, Cromwell hatte ihn aufgehoben, und in Schleyer gehüllt, aus Furcht der Anblik desselben möge gegen seine Verbrechen zeugen. Carls des Zweiten schwache Hand hatte

ihn unter Vergnügungen verstekt, um ihn den unruhigen Blicken eines eifersüchtigen Volkes zu entziehen; aber dieses Schwanken des Diadems zwischen zwey Partheien konnte unmöglich lange dauern. Um es endlich zu befestigen mußten grosse Tugenden, oder ein grosses Verbrechen hervorgehen. Die erstern besaß Jacob nicht, das leztere begieng Wilhelm. Der Ehrgeiz, der die Bande des Blutes selten achtet, verbunden mit der Politik, die sie nie achtet, stürzten den Schwiegervater durch den Eidam. Jacob that zu Gunsten der katholischen Religion alles was er nicht hätte thun sollen, und der Pabst Odescalchi nichts von dem was er hätte thun sollen. Aber Ludwig der Vierzehnte liebte Jacob den Zweiten, und Odescalchi haßte Ludwig den Vierzehnten; da habt ihr die Auflösung des Räthsels. Jacob bevölkerte seinen Hof mit Priestern, Capucinern und Jesuiten, und die Gefängnisse mit anglicanischen Bischöffen, ein Schauspiel das dem englischen Geschmak wenig behagte. Er dachte nur darauf den Kopf seines Beichtvaters mit dem Kardinalshut zu bedecken, und ahndete nicht, daß der Fall seiner Krone seinen eigenen Kopf entblößt lassen würde.

Die Verschwörung spinnt sich an, Wilhelm wird herbeygerufen, und das Geheimnis treu bewahrt. Jacob erblikt zu spät die Gefahr. Er hat eine Flotte, sie verräth ihn; er hat Truppen und weiß

sich ihrer nicht zu bedienen; er hat Churchill, den grösten Krieger seines Jahrhunderts, und weiß ihn nicht an sich zu fesseln. Wilhelm kömmt an, ist Sieger und König. Jacob, die Capuciner und die Jesuiten müssen fliehen.

Wieder eingehohlt durch das Volk, nach London zurükgeführt, Gefangener in seinem eigenen Pallast, bald von den Ufern der Themse verjagt, welche durch seine Gegenwart nicht verherrlicht worden waren, eingesperrt in Rochester, und endlich aus seinen Staaten verbannt, leerte er bis auf die Hefen den Kelch des Leidens, welchen das unglükliche Schiksal der Stuarte ihm darreichte. Er kam nach Frankreich, wo unfruchtbare Ehre und unfruchtbare Hülfe seiner harrten.

Ludwig der Vierzehnte gieng der Königinn von England entgegen: „ich leiste Ihnen, sprach er, „einen traurigen Dienst, aber ich hoffe Ihnen bald „grössere und glüklichere erzeigen zu können. „Ueberall und immer mehr Grösse als Macht.

Vergebens bewaffnete Ludwig zahlreiche Flotten, um Jacob wieder auf den Thron zu setzen; vergebens lieh er ihm, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Göttin des Sieges, die noch immer seinem Dienst getreu war; Jacob konnte mit Astolphs Schwerdt seinen Gegner nicht überwinden. Der Beschützer war groß, der Beschützte klein. Ludwig erzeugte seine Wohlthaten als Sieggewohnter

Eroberer, Jacob benutzte sie als überwundener König, und Wilhelm schlug beyde als ein geschickter Usurpator. Die Niederlage von Boine und der Verlust von Limesick besiegelten endlich Jacobs Untergang; es blieb ihm nichts mehr übrig, als die verhaßte Hülfsquelle schwacher und nachlässiger Fürsten, aus welcher er zu seiner Schande schöpfte: Verschwörungen gegen seinen Mitbuhler.

Laßt uns dem Ruhm Ludwigs des Vierzehnten nichts entziehen; er selbst hat nur zu oft diese Mühe über sich genommen. Es war schön einen fliehenden König in den Mauern von Paris aufzunehmen, wo vormals der Herzog von Bedford des Elends des bedauernswürdigen Carls des Sechsten so grausam gespottet hatte. Grösser als König zeigte sich Ludwig an Jacobs Seite, öfter als Mensch; und gab das Beyspiel einer Tugend die sogar in Privatgesellschaften selten ist: der Glückliche den Unglücklichen tröstend. Als Jacob nach Irrland abreiste, sprach Ludwig zu ihm: „das beste was ich Ihnen wünschen kann, ist, Sie nie wieder zu sehn." In diesen Worten herrscht tiefes Gefühl, dessen Reitz beynahe die Feinheit des Geistes vergessen macht, welche es einflößte. Ludwig der Vierzehnte wanckte nicht in seiner Freundschaft für Jacob den Zweiten. Es war weder das Aufsprudeln einer vorübergehenden Anhänglichkeit, noch der prahlerische Schutz eines Beherrschers, der im Schoose des

Glückes die stolze Hand seinem gedemüthigten Bruder reicht; es war die großmüthige Halsstarrigkeit der Freundschaft, welche weder durch Sorge, noch Mühe, noch Unkosten, auch nicht einmal durch die Fehler des Freundes sich abschrecken läßt.

Jacob hatte sich sehr grosser Fehler auf dem Throne schuldig gemacht, er begieng noch grössere im Unglück. Er besaß weder den Muth, noch die Standhaftigkeit, noch die Grösse, welche einem entthronten Monarchen so nöthig sind. Natürlich konnte er auch nicht das Interesse für sich erwecken, daß man sonst so gern für grosse Männer im Unglücke fühlt. Er war ein Gegenstand der Spöttereyen der Höflinge und Priester, die Religion enthüllte nur seine Schwachheiten, er kannte weder die muthige Thatkraft der Heiligen, noch die schlaue Heucheley der Falschfrommen; seine Unterthanen haßten ihn, Europa verhöhnte ihn, er hatte nur einen Freund — Ludwig den Vierzehnten.

Die Lage des letztern macht diese Freundschaft noch hochachtungswürdiger. Ganz Europa war gegen ihn aufgestanden, und seine Siege drückten ihn zu Boden. Durch Catinat's Siege zu Stafard und la Marsaille, und Luxemburgs erfochtene Vortheile zu Fleurus war die Hoffnung zum Frieden nicht näher gerückt. Frankreich erschöpfte sich nach und nach, und nun kam auch Wilhelm noch, nachdem er sich in London festgesetzt hatte, herüber an das

feste Land, um das Gewicht seiner Talente der Last beyzufügen, welche schon so schwer auf Ludwig lag. Die Verbündeten liessen sich weder durch die Einnahme von Namur, und die berufenen Schlachten von Steinkirchen und Nerwinden, noch durch die Fortschritte des Noailles in Catalonien und des Deslorges in Deutschland niederschlagen. Bald fehlte es an Geld und Menschen. Eine rauhe Jahrszeit führte Hungersnoth herbey, das Elend ward immer grösser, es mangelte Frankreich nur noch Waffenunglück; auch dieß erschien bald, Luxemburg starb, — weg war Ludwigs Glück!

St. Malo, Havre, Dieppe, Calais und Dünkirchen werden von den englischen Flotten bombardirt, Wilhelm erobert, troz Boufflers Widerstand und Villeroi's Gegenwart, Namur wieder. Die Holländer zerstören Pondichery in Indien, die Engländer verwüsten St. Domingo. All dieser Verlust wurde nur schwach ersetzt, durch die Unternehmungen der bewaffneten Fahrzeuge von St. Malo auf der Küste von Terra nova, die Einnahme von Carthagena durch Pointis, und die Thaten des Du Guay-trouin. Man war endlich gezwungen an den Frieden zu denken; der erste den Ludwigs geschickte Unterhändler von der Nothwendigkeit des Friedens überzeugten, war Victor Amadeus. Tesse begann das Werck, und Catinat vollendete es. Glücklicherweise war Louvois und

Odescalchi gestorben. Ludwig der Vierzehnte und die Menschlichkeit hatten also zwey Feinde weniger zu bekämpfen. Die römische Kirche hatte ihren Pabst und ihre Politik zugleich gewechselt. Der gute Pignatelli, Innocenz der Zwölfte, liebte den Frieden; er beschleunigte, so viel in seinen Kräften stand, die Einwilligung des Victor Amadeus, um ihn von der Nachbarschaft der Franzosen und der Raubsucht der Kaiserlichen zu befreyen. Die Friedensbedingungen waren folgende: der Herzog von Burgund, Sohn des Dauphins, heyrathet die Prinzessinn von Savoyen; Italien bleibt neutral; Frankreich zahlt eine gewisse Summe und giebt dem Herzog alles Eroberte zurück.

Der Herzog von Savoyen hatte sich verbindlich gemacht, den Kaiser zur Neutralität von Italien zu bewegen. Er war auf eine abschlägige Antwort gefaßt; er brauchte einen Vorwand, um seine Sache von der allgemeinen Sache der Verbündeten zu trennen, und diese abschlägige Antwort diente ihm dazu. Sein Beispiel machte die übrigen Mächte wankend, eine jede neigte sich zum Frieden. Ryswik ward gewählt, um die Konferenzen daselbst zu halten, die Vermittlung Carls des Neunten, Königs von Schweden, ward angenommen. Man erwartete noch übermüthige Foderungen von Seiten Ludwigs, man erstaunte über seine Mässigung. So plätschern die kleinen Wellen des Oceans, an einem

heitern Morgen, liebkosend um den Felsen, den am Abend die brausenden Wogen, durch den Sturm gepeitscht, bis in seine Grundfeste erschütterten.

Vergebens würde man den Grund dieses Krieges in etwas anders suchen, als in dem Haß den Ludwig der Vierzehnte und Wilhelm von Nassau gegen einander nährten. So dürfen zwey Menschen das Schicksal des Viertel Erdbodens bestimmen. Nie war ein Krieg der Menschheit trauriger, selbst die punischen Kriege nicht einmal ausgenommen; keiner hat so viele blutige Schlachten aufzuweisen. Fleurus, Steinkirchen, Nerwinden, Staffard, Marsaille, haben beyden Theilen 100,000 Menschen gekostet. Ein Beweis, daß die Kriege überhaupt genommen, selbst in der Politik, den Völkern welche sie führen, von wenigem Nutzen sind, ist, daß Frankreich, immer siegreich, doch in diesem Kriege nichts gewann; daß Spanien, das Reich und Holland die Plätze wieder besetzten, welche man ihnen genommen hatte; daß Victor Amadeus die Vermählung seiner Tochter durch verlohrene Schlachten erkaufte; und daß nur ein einziger Mensch, zwar immer überwunden, doch allein der Glückliche war. Was war also die Frucht aller dieser vielfachen Uebel? der Königstitel, welchen der Ryswiker Friede Wilhelmen von Nassau auf immer bestättigte. Wenn man sieht, wie sich die blinden Sterblichen so untereinander aufreiben, um den Ehrgeitz eines Menschen zu be-

friedigen; wie Sieger und Besiegte gleich unglücklich sind, und nur ein Einziger glücklich ist, oder zu seyn glaubt; sieht man dann nicht das Bild des Chymisten, welcher sein Haab und Gut in einem Tiegel zusammen schmelzen läßt, der ihm, trotz seiner Kunst, nie Gold liefern wird?

Lothringen allein ward durch diesen Frieden glücklich, es gewann das gröste der Güter: einen guten Fürsten. Leopold erhielt die Erbschaft seiner Väter zurück, aber seine Festungen wurden geschleift. Unnütze Vorsicht des Ryswiker Friedens! Leopold war Freund, Vater und Bruder seiner Unterthanen, er konnte Wälle und Ringmauern entbehren. Die Fürsten durch die Liebe ihrer Völker, die Völker durch die Tugenden ihrer Fürsten geschützt; welcher Nachbar wird es wagen, eine so ehrwürdige Feste anzugreifen? So fesselte, von furchtbaren Mächten umringt, Leopold in offenen Städten Ueberfluß, Reichthum, gute Sitten und Glück, welche nie vorher im Schatten ihrer alten festen Thürme sich gelagert hatten. Er konnte als König und Mensch zum Muster dienen; zwey Eigenschaften, welche die Menschheit in den Grossen immer so begierig sucht, und ausser Leopold so selten findet.

Ich habe dieses Lothringen selbst gesehen, und die Gutherzigkeit seiner Bewohner hat seinen Namen mit unauslöschlichen Zügen in mein Herz gegraben. Unter ihnen habe ich Frankreichs Fesseln

fallen sehen, unter ihren Fahnen trug ich zum Erstenmal das Ehrenvolle Gewand meiner Nation, in Gegenwart ihrer vereinigten Departements sang ich zum Erstenmale die Freiheit meines Vaterlandes. Welche Wohlthaten! warum sollte ich ihrer nicht erwähnen? Die Dankbarkeit des Schrifftstellers muß öffentlich seyn wie seine Schrifften.

Leopold und seine Wohlthaten leben noch in den Denkmälern dieses Landes. Wohl muste dieser Fürst grosse Tugenden besitzen, da auch Stanislaus ihn nicht vergessen machen konnte.

Dieser Stanislaus richtete seine kühnen Wünsche noch nicht auf den Thron, als August von Sachsen, sein Mitbuhler, den Sieg über den Prinzen von Conti davon trug, welchen eine mächtige Parthey, Ludwigs Interesse, und die Geschicklichkeit des Abbe von Polignac unnützerweise nach Pohlen rief. König ohne Krone, kehrte Conti zurück an einen Hof, welchen die Freuden beym Anblick der strengen Maintenon verlassen hatten. Athenäis von Rochechouart, Herzoginn von Montespan hatte endlich dem Uebergewicht ihrer Nebenbuhlerinn weichen müssen. Diese berühmte Favoritinn ward nicht eher mit den Tugenden vertraut, als bis sie sie alle mit Füssen getreten hatte. Gewissensbisse folgten ihr in ihre Einöde. Als untreue Gattinn, herrschsüchtige Geliebte, und schlechte Staatsbürgerinn, war sie zur Quaal ihres Gatten, ihres Geliebten,

und Frankreichs gebohren. Oft war sie ihr eigner Henker, und ihr Character verursachte ihr eben so viele Leiden, als er andern unerträglich war. Madam de Fontanges, die eben nicht ihre Nachfolgerinn war, aber doch eine Lücke in der Gunst machte, deren sie genoß, ließ ihr jene weiblichen Demüthigungen hundertfältig entgelten, welche die Weiber unter sich als tödtliche Beleidigungen fühlen. Ja man kann sagen, daß Madam de Fontanges, während ihrer flüchtigen Grösse, Niemand drückte, als Madame de Montespan; denn sie besaß nicht Verstand genug um boshaft zu seyn.

Athenäis von Rochechouart hatte nicht Lust ihre letzten Tage ungenutzt in einem Kloster zu begraben. Selten führt ächte Frömmigkeit die berühmten Favoritinnen in die Einsamkeit. Wenn sie sich einsperren, so geschieht es, um dem Publikum nicht das Schauspiel ihres gedemüthigten Stolzes Preiß zu geben. Sie thun es, nicht um die Blicke Gottes zu suchen, sondern um die Blicke der Menschen zu fliehen. Wenn man das menschliche Herz ein wenig kennt, so läßt man sich schwerlich durch die schnellen Bekehrungen hintergehen, durch welche man die Gnade Gottes zu erlangen sucht, wenn man die Gnade der Menschen verlohren hat. Frau von Montespan war aufrichtiger, und, was diesen Punct betrifft, achtungswürdig. Nachdem sie Ludwigs Herz verlohren, so wagte sie es, der

Menschlichkeit diejenige Zeit ersetzen zu wollen, welche eitler Glanz ihr entrissen hatte. Sie zeigt sich als Königinn, mitten in der Hauptstadt, welcher sie so oft durch ihren zügellosen Luxus ein Aergerniß gegeben hatte: und gerade dann, als Ludwigs Ungnade am höchsten gestiegen war, schüttete sie in den Schoos der Armen das Gold, welches ihr königlicher Liebhaber oft schaamlos den Armen entriß, um Gunstbezeugungen dadurch zu erkaufen. So darf man mit Ehren den Schleyer der Vergessenheit über eine entehrende Laufbahn werfen; Madam de Montespan war ihrer Grösse nicht eher würdig, als nachdem sie aus den Wohnungen der Grösse verbannt worden war.

Ihre Schönheit hatte Ludwigs Herz erobert; Frau von Maintenon gieng einen eignen Weg, durch Widersprüche machte sie sich Meisterinn desselben; sie wußte sehr geschickt durch Widerstand und Weigerungen zu locken, wuste die Honigsprache der Frömmigkeit zu reden, welche dem unentreißbaren Geständnisse einer eingeschlossenen Flamme so viel Sanftheit leiht; sie bediente sich all der Gewalt einer ausgelernten Koketterie, um ihren Sklaven noch fester in Liebesbande zu verstricken, und so endlich den König zu dem Ziele zu führen, welches ihr Ehrgeitz sich aufgesteckt hatte.

Welch' eine sonderbare Krankheit ist doch dieser Ehrgeitz! Mademoisell d'Aubigny, Scarrons dürf-

tige Gattinn, war, ihrem eignen Geständniß zufolge, hundertmal glücklicher in ihrer Dunkelheit. Sie legte Ludwig dem Vierzehnten ihre Fesseln an, und schleppte dagegen selbst die Fesseln der Langenweile. Um die Möglichkeit dieses Widerspruchs, zwischen dem Verlangen nach Glück, welches allen Menschen so natürlich ist, und dem Zurückstossen dieses Glücks, dessen Frau von Maintenon sich schuldig machte, wohl einzusehen, muß man wissen, was die Begierde, ein Weib zu erniedrigen, über ein anderes Weib vermag, und welch' eine äusserliche Wichtigkeit, eine Fromme von Handwerk auf die Seligkeit ihres Nächsten setzt, o alsdann ist kein Opfer zu groß! Sie heyrathete Ludwig den Vierzehnten, das war alles was sie gewollt hatte. Es war drollig genug, den Zweig einer Familie im Ehebette des Königes zu sehen, deren Glauben dieser nemliche König verfolgt hatte; ein Geschöpf im Gefängniß gebohren, in welchem ihr Vater und ihre Mutter, auf Befehl dieses nemlichen Königs, gefangen gehalten wurden. Das ist eine von den königlichen Inconsequenzen, an welche zu erinnern nicht undienlich seyn mag. Frau von Maintenon stürtzte Frau von Montespan, und doch war es Frau von Montespan, die jene aus der Dürftigkeit gezogen hatte, indem sie ihr von Ludwig dem Vierzehnten eine, lange Zeit, und mit Härte versagte Pension auswürckte. Durch eine Schmeicheley erhielt sie diese Gnade

von ihrer Wohlthäterinn, und sie bediente sich derselben um jene zu stürtzen. Das ist eine von den gewöhnlichen Undankbarkeiten in der Welt, welche kaum bemerkt zu werden verdienen würde, wenn man es nicht der Erhabenheit der Religion schuldig wäre, in Erinnerung zu bringen, daß es eine Fromme war, welche diese Undankbarkeit begieng. Frau von Maintenon hatte nur eine halbe schöne Seele. Als Scarrons Gattin, jung, artig und geistreich, erwarb ihr der widrige Anblick ihres Mannes, und der Anstrich von Kummer, der ihre Reitze überschattete, überall Freunde. Als sie nachher allmächtig geworden war, hatte sie kaum den Muth sich dieser Freunde zu erinnern, und nie die Großmuth, sie bey einem herrschsüchtigen Herrn zu vertheidigen. Sie liebte den Kardinal von Noailles, aber je mehr Tugenden er sich erwarb, je mehr entfernte sie sich von ihm. Sie liebte Racine, und verursachte durch ihre Unvorsichtigkeit seinen Tod. Sie liebte den Heldenmuth, doch besaß sie nicht das feine Gefühl, welches grosse Männer errathen lehrt, wohl aber die Ungeschicklichkeit, grosse Männer einzubüssen. So waren zum Beyspiel Chamillart und Marsin Helden durch sie, Vendome und Catinat unglücklich durch sie. Ihre Mildthätigkeit war aristocratisch gesinnt, die unadeliche Dürftigkeit durfte keinen Anspruch auf ihr Mitleid machen. Diesem Grundsatz getreu, pflanzte sie den Stolz von St.

Cir auf die Gefilde des Evangeliums, und raubte der Menschheit adeliche Töchter, welche die Dürftigkeit in den Schoos der Natur zurück gerufen haben würde, statt daß sie nun durch den Glanz unnützer Talente, wieder eine eitle Figur in der Welt spielen mußten. Mit einem Worte: Frau von Maintenon war das, was alle Mittelwesen zu seyn pflegen, über ihr Glück erhaben, so lange sie in der Dunkelheit lebte; aber tief unter ihrem Glücke, sobald sie empor stieg; sie bestätigte den Ausspruch des Aristoteles: „immer steht eine Tugend zwischen zwey Schwachheiten."

Nichts ist auffallender, als die Art wie ehrgeitzige Priester die Religion reden lassen, oder vielmehr, wie sie dieselbe mit ihrem Vortheil zu vereinigen wissen. Ludwig der Vierzehnte verliebte sich in Madam Scarron. Der Pater la Chaise suchte der Frau von Maintenon zu gefallen, die ihn nicht leiden konnte. Er fühlte wohl, daß, um seinen Platz zu behaupten, der Gewissensrath gut mit dem Herzensrath stehen müsse. Er wuste auch, daß man den Königen nicht besser schmeicheln kann, als wenn man ihnen räth das zu thun, wozu sie ohnehin schon Lust hatten; und wenn man von den Lippen der Vernunft die Sprache der Leidenschaften des Herzens ertönen läßt. Daher suchte er dem Könige Gewissensbisse zu erwecken, und fand Bedenklichkeiten bey einer Sache, welche der König sein

ganzes Leben hindurch ohne alle Bedenklichkeit gethan hatte. Oeffentlich mit der Frau eines andern leben, schien ihm ein Stein des Anstossens. Man ließ das Wort Aergerniß, dieses Feldgeschrey der Frömmlinge, ertönen. Um nun alles Aergerniß zu vermeiden, heyrathete Ludwig der Vierzehnte Frau von Maintenon. Ganz vortreflich! Da aber die Verbindung nur ins geheim vollzogen wurde, so blieb das Aergerniß immer dasselbe. Was ist daran gelegen? War doch die Heyrath glücklich vollbracht. Das Aergerniß war nur das Gerüste dessen sich der Ehrgeitz bediente, sein Gebäude zu errichten; wenn das Gebäude fertig ist, wirft man das Gerüste weg. O Religion! wie oft hast du schon den Planschmiedern und Priestern des Hofes aus der Noth geholfen.

Doch schon begann das Alter Ludwig dem Vierzehnten die Unsterblichkeit streitig zu machen, und schon erblickt das Auge des Beobachters hinter dem Schleyer welchen die Hand der Zeit aufschob, jene letzte Freystadt, in welcher die Natur das Decret der Gleichheit aller Menschen gab, und geltend zu machen weiß, und wo der Tod dieses Decret den Königen zur Sanction überreicht. Die ersten Kennzeichen des herannahenden Alters kündigten sich durch eine Krankheit an, die um so gefährlicher war, weil sie von der Wundarzneykunst wenig hoffen durfte; Ludwig bekam eine Fistel. Der Wundarzt Felix

lief zu jedem Unglücklichen, der an diesem Uebel krankte, um die Kunst es zu heilen dort zu erhaschen, und auf Kosten der Menschheit, durch Leiden und Schmerzen welche von ersten Versuchen unzertrennlich sind, den Ehrennamen Retter eines Königs zu erringen. Es gelang ihm, und sein Name war berühmt.

Diese Krankheit versetzte das ganze Reich in die lebhafteste Unruhe. Wunderliche Laune des menschlichen Geistes! als er hernach im Jahr 1715 würklich starb, ward er kaum bedauert. Indessen hätte doch sein Tod im Jahr 1686, als diese Krankheit ihn ergriff, weit weniger traurige Folgen nach sich gezogen. Er besaß damals eine zahlreiche Nachkommenschaft, man durfte keine Regentschaft fürchten. Ludwig, der Dauphin, vermählt mit Christine von Bayern, und bereits Vater der Herzoge von Burgund, Anjou und Berri, besaß überdieß alle Tugenden, welche das Volk über den Verlust des Königs trösten konnten. Laßt es uns zur Schande der Menschheit gestehen: man bedauerte Ludwig den Vierzehnten, weil er noch nicht unglücklich gewesen war. Aber schon naht der Augenblick, in welchem das Unglück ihn mit allen gefühlvollen Herzen aussöhnen wird.

Der Ryswiker Friede war nur ein Waffenstillstand, der durch den Tod Carls des Zweyten, Königs von Spanien gebrochen wurde. Er hinterließ

keine Kinder, und die beyden größten Throne von Europa verschlangen schon im voraus diese ansehnliche Erbschaft. Der Kaiser und der König von Frankreich standen von Seiten der Weiber in gleichem Grade der Verwandschaft, der römische König und der Dauphin hatten folglich dieselben Rechte; nur mit dem einzigen Unterschiede, daß die spanisch-österreichischen Prinzessinnen, welche in das Haus von Bourbon geheyrathet hatten, die ältern Schwestern waren; jene hingegen, welche den Thron von Deutschland bestiegen, die jüngern. Aber Ludwig der Dreizehnte und Ludwig der Vierzehnte hatten der spanischen Erbfolge förmlich entsagt; die Erzherzoge von Oesterreich hatten überdieß Blut und Namen für sich anzuführen, und die Geschichte, welche der Wahrheit huldigen muß, darf nicht verschweigen, daß auch Vernunft, Natur, und Treu und Glaube der Tractate auf ihrer Seite waren. Das half aber alles nichts. Es ist einzig in seiner Art, Ludwig den Vierzehnten wütend für eine Sache fechten zu sehen, welche durch die ältesten und heiligsten Grundsätze seines eignen Reichs für offenbar ungerecht erklärt wurde. Denn der grosse Successionsstreit der Valois war diesem ganz ähnlich, und wenn Ludwig der Vierzehnte mit Recht Anspruch auf den spanischen Thron machen zu können glaubte, so war ja das salische Gesetz, welches die Eduarde von Frankreichs Throne ausschloß, ungerecht. So

ist der Eigennutz gewöhnlich das Gesetz der Grossen, und das würkliche Gesetz nur Vorwand.

Die Lage des unglücklichen Carls des Zweyten, Königs von Spanien, war bedauernswürdig. Noch lebend erfuhr er schon die Kränkung, welche man sonst nur den Todten anthut, nemlich, man theilte geitzig seine Güter. O ihr Könige! freut euch nur eurer Grösse, auf dem Sterbebette bleibt ihr allein, und seht nichts um euch, als die kalte Politik, welche mit eigennütziger Hand das Stundenglas hält, und Sandkorn für Sandkorn euern letzten Augenblick mißt, bis ihr endlich hinab steigt in die Gruft, welche die Gleichgültigkeit unter euern Füssen öfnet, und die Vergessenheit wieder zuschließt..

Ach! in dem schrecklichen Augenblicke, wo Carl verlassen, ohne Verwandte, ohne Freunde, die Könige von Europa gierig auf seine unermeßliche Beute lauern sah, ohne aus seinem Tode die Lehre zu schöpfen, daß einst auch ihnen kaum sechs Fuß Erdreich übrig bleiben werde, um ihren Sarg zu decken; in dem nemlichen Augenblicke verschied Alvar, ein unbekannter Sterblicher, vergessen von der Geschichte, denn er besaß nur Tugenden. Carl hinterließ nur einen Thron, Alvar hinterließ einen Freund. Verborgen in den glücklichen Thälern von Altkastilien, war ein Feld all seine Haabe, und ein Herz all seine Freuden. Er hatte in seiner Jugend die brennenden Gefilde besucht, welche die

ewig beschneyten Gipfel der stolzen Cordilleras umgeben, bald aber floh er diese stummen, doch unvergänglichen Zeugen der blutdürstigen Wuth des geitzigen Spaniers, und kam Ruhe zu suchen im Schatten der Wälder, welche einst durch die Gegenwart des Sertorius geheiligt wurden. Dort sah er zum erstenmale Perez. Perez besaß nur ein Herz, Alvar nur eine Hütte.

„Laß uns unsere Armuth zusammen legen" sprachen sie untereinander, und die Natur unterzeichnete diese gesellschaftliche Verbindung. Ihre Freundschaft wuchs täglich dreyßig Jahre lang, nicht also ihr Vermögen. Gold ist nur Bedürfniß für kalte Herzen. Jeder Tag ist kostbar, an welchem man einem Freunde ins Auge blicken darf. Dieses Band, dieses süsse Band, ward endlich von der Scheere der Parze berührt. Alvar unterlag, ein hitziges Fieber verzehrte seine Kräfte, und kaum behielt seine entfleischte Hand Kraft genug, um die Hand des unglücklichen Perez zum letztenmale zu drücken. „Leb wohl" sprach er, „ich sterbe, du überlebst mich „und bist allein zu beklagen. Ich hinterlasse dir „dieses Strohdach, du wirst ungern darunter verweilen, weil dein Freund es nicht mehr theilt." „Ach! rief Perez, deines Lebens Gefährte soll nicht „an Edelmuth von dir übertroffen werden. Der „lebende Perez erbt Alvars Güter. Der sterbende „Alvar soll erben was dem unglücklichen Perez noch

„übrig bleibt." Bey diesen Worten hebt er den Thränen schweren Blick auf seinen Freund, Alvar ist nicht mehr, und Perez sinkt tod an seiner Seite nieder. — O Carl! Alvar trug nicht Spaniens Krone, aber Perez stirbt an seiner Seite — Alvar ist glücklicher als du.

Wilhelm fürchtete eben so sehr Spaniens Scepter mit dem Kaiserthron, als mit dem Thron von Frankreich vereinigt zu sehen. Er suchte ein Mittel, den größten Theil der spanischen Monarchie in andere Hände zu spielen. Ein junger Prinz von Bayern, Abkömmling Philipps des Vierten von mütterlicher Seite, denn seine Mutter war eine Tochter des Kaisers Leopold, schien ihm geschickt, an der Spitze dieser Intrigue zu stehen. Diesem Entwurf zufolge, sollte der Erzherzog Carl Mayland erhalten; Frankreich Neapel, Sicilien, und die Provinz Guipuscoa, und der junge bayrische Prinz alles übrige. Der Plan wurde von Frankreich, England und Holland genehmigt, alle drey verbanden sich durch einen Tractat zu dessen Ausführung. Carl der Zweyte welcher noch lebte, vereitelte ihre Absichten, und indem er diesen nemlichen jungen Prinzen von Bayern für seinen Nachfolger und Erben aller seiner Staaten erklärte, welchem die Verbündeten nur einen Theil seiner Besitzungen zugedacht hatten, rächte er sich zugleich an dem Kaiser, der sich dem Bunde nicht widersetzt hatte, und an dem

Könige von Frankreich, der ihm beygetreten war. Die Vorsehung war aber noch anderer Meinung: der bestimmte Erbe starb noch vor dem Erblasser.

Nun muste man einen neuen Weg einschlagen. Aber das unbesonnene Geschwätz eines Menschen that plötzlich mehr, als die politische Verbindungen aller Kabinetter von Europa. Der Erzherzog Carl der Zweyte Sohn des Kaisers Leopold, auf welchen der sterbende König sein Auge geworfen hatte, um ihn auf den Thron zu berufen, sprach verächtlich von der spanischen Nation. Der Gesandte von Madrid am Wiener Hofe, hinterbrachte sogleich die ausgestossenen Worte mit dem seinem Vaterlande eigenen Stolze. Zu gleicher Zeit gewann der französische Gesandte in Spanien, der Marquis d'Harcour, alle Herzen, durch Sanftmuth und liebenswürdigen Geist, lauter Eigenschaften, welche den Franzosen angebohren werden. Der König schwankte noch. Der Kardinal von Portocarrero, der Graf von Monterey und einige andere überredeten ihn endlich. Sie ebneten jeden Zweifel, und der Pabst, welcher den Oesterreichern nicht günstig war, versicherte den alten König, es sey Gottes Wille, daß er seine rechtmässigen Erben in ihrer Hofnung täuschen solle. Das Testament kam zu Stande, und der Herzog von Anjou, Enkel Ludwigs des Vierzehnten, ward auf den Thron von Spanien gerufen. Einen Mo-

nat nachher stieg Carl der Zweyte in die Gruft des Escurials hinab.

Ludwig der Vierzehnte war alt geworden, aber sein Stolz blieb noch immer jung; auch bey dieser Gelegenheit gab er Beweise davon. Man überlegte in dem Kabinet von Versailles, ob es besser sey, sich an den von dem Könige entworfenen Theilungstractat zu halten, oder das Testament anzunehmen? Ludwig entschied, trotz aller Widersprüche für das letztere. Er war so von der Königswürde eingenommen, daß er gern allen Völkern Könige geliefert hätte. Er nahm also das Testament an, und mit ihm den Unstern von Frankreich, den Brand von ganz Europa, und das Unglück Philipps des Fünften.

Es war ihm noch nicht genug, würklich Könige zu machen, auch seine Phantasie wollte Könige schaffen. Jakob, der Entthronte, starb, und hinterließ seinem Sohne nichts als einen Titel, dessen er sich immerhin bedienen konnte, wenn er Lust hatte, welchen aber ihm förmlich zu verleihen, in dieser Lage nicht weislich gehandelt war. Ludwig der Vierzehnte war der Einzige der anders dachte. Die Schmeicheley und Voltaire setzen diese Halsstarrigkeit auf Rechnung seiner Wohlthätigkeit. Als ob eine Handlung diesen Namen verdiente, welche seinem Volke Feinde zuzieht, lediglich um eine kindische Eitelkeit zu befriedigen. Die ehrlichsten Leute,

unter andern der Herzog von Beauvilliers, Gouverneur des Herzogs von Burgund, redeten im geheimen Rath stark und kräftig gegen diesen Entschluß Ludwigs des Vierzehnten. Er ergab sich endlich den vereinigten Vorstellungen; aber kann man sich wohl auf einen Menschen verlassen, dessen beyde Ohren verkauft sind, das eine den Eingebungen des Stolzes, und das andere den Zubläsereyen der Weiber? Die Königinn von England weinte, Frau von Maintenon stellte sich als ob sie weine, und der Prinz von Wallis wurde an dem nemlichen Tage zum Könige von England ausgerufen, an welchem der geheime Rath von Versailles ihn der Krone beraubte. In allem diesen findet man leicht den Character Ludwigs des Vierzehnten wieder, aber wahrhaftig nicht jenen richtigen Ueberblick in politischen Geschäften, welchen die Schriftsteller ihm gemeiniglich so verschwenderisch zuschreiben.

Diese eben so fruchtlose als zu unrechter Zeit erwiesene Beleidigung, jagte die Engländer vollends in Harnisch, die bisher noch geschwankt, und dadurch die Erfüllung von Wilhelms Verlangen, noch einmal gegen Ludwig den Vierzehnten zu fechten, verzögert hatten. Der Kaiser erhielt von Wilhelm das Versprechen, England, Holland und Dännemark für seinen Vortheil zu bewaffnen, aber das Parlament in London versagte die Subsidien. Ludwigs Unklugheit, da er den Prinzen von Wallis als König

anerkannte, bewog endlich das Parlament, den Entwürfen Wilhelms beyzutreten, und der Krieg ward beschlossen.

Ludwig der Vierzehnte fürchtete sich wenig vor dessen Folgen. Alles schien seinem Enkel eine ziemlich ruhige Thronbesteigung von Spanien zu versprechen. Man konnte sich auf den Churfürsten von Bayern verlassen, der Statthalter der Niederlande, und Vater jenes jungen bayrischen Prinzen war, welcher kurze Zeit nachdem Carl der Zweyte ihn zu seinem Nachfolger ernannt hatte, starb. Man konnte auch auf den Herzog von Savoyen zählen, den Schwiegervater des Herzogs von Burgund, und des neuen Königs von Spanien. Der Herzog von Mantua hatte sich erkaufen lassen. Mayland hatte den Herzog von Anjou anerkannt, und selbst Portugall war ihm nicht entgegen.

Die Art und Weise wie Ludwig die neue Macht seines Enkels zu befestigen suchte, enthielt bis jezt nichts als Grundsätze einer gesunden Politik; aber bald nahm er auch noch zu andern Mitteln seine Zuflucht, welche die Rechtschaffenheit nicht gleichergestalt billigt, er theilte nemlich Geld aus, um fremde Unterthanen zu bestechen, ein Hülfsmittel, dessen sich die Könige nur zu oft bedienen, und noch immer nicht darüber zu erröthen gelernt haben. Es ist gewiß, daß Ludwig unter die Gründe, welche

ihn in dieser Lage beruhigten, auch die Hoffnung zählte, bey einigen Gliedern des englischen Parlaments feile Gewissen zu finden.

Wie oft hat man nicht wiederholt: die Politik sey die Tugend grosser Fürsten. Eine drollige Tugend! sie erlaubt sich Handlungen vor welchen der Privatmann zurückschaudert. Wer könnte mit kaltem Blute hingehen, und die Bediente seines Nachbars bezahlen, um ihrem Herrn zu schaden? kein obwaltender Proceß vermögte ein solches Verbrechen zu entschuldigen. In der Diplomatik handelt man aber alle Tage so. Nein, nimmer werde ich glauben, die Wohlfahrt der Reiche, oder ihr wechselseitiges Interesse, erheische jemals die Herabwürdigung der Nationen zu diesen schändlichen Mitteln. Auswärts bestechen, heißt seine eigenen Thore der Bestechung öffnen. Ungerechtigkeit erkauft Verrätherey, und der Lohn der Verrätherey enthüllt das Bedürfniß der Ungerechtigkeit.

Das Gewitter zog herauf. Holland machte sich anheischig 100,000 Mann zu liefern; England 50,000, der Kaiser 24,000. Zu diesen furchtbaren Zurüstungen gesellte man noch geheime Verbindungen in Spanien; das politische Interesse Portugalls, welches dasselbe bald an das Haus Oesterreich fesseln muste; Venedigs Zuverlässigkeit in Ausübung der Tractate, welche diese Republick an den Wiener Hof banden, und ihm die Thore von Italien öffne-

ten; und endlich auch noch die Hoffnung, sogar die Macht von Savoyen in das Bündniß zu ziehen, eine Hoffnung, die sich theils auf Amadeus Leichtsinn gründete, theils auf seine Empfindlichkeit, die schon verschiedene male durch den Uebermuth seiner Schwiegersöhne gereitzt worden war. So schien alles Ludwig dem Vierzehnten Unglück zu verkünden: der gröste Theil der europäischen Mächte seine Feinde; das Kabinet von Versailles im Sinken begriffen, weil die grossen Männer darinn von Tage zu Tage seltener wurden; auch sein bis jetzt ununterbrochenes Glück war einer seine Feinde, denn die noch am wenigsten gefährliche Würkungen desselben, ist, daß es die Klugheit und Vorsicht einschläfert. Indessen war der einzige Mensch, der über Ludwigs Unglück Freude empfunden haben würde, nicht mehr Zeuge desselben. Ludwig der Vierzehnte fieng an zu erfahren, was Demüthigung sey, und Wilhelm starb.

Wilhelm wäre weniger groß geworden, wäre nicht Ludwig der Vierzehnte sein Zeitgenosse gewesen. Ludwig der Vierzehnte hingegen wäre grösser geworden, hätte er nicht mit Wilhelm in einem Jahrhunderte gelebt. Ludwigs Haß entwickelte Wilhelms Tugenden; Wilhelms Haß erstickte Ludwigs Tugenden. Doch vielleicht ist dieses Urtheil nicht ganz billig, weil, wenn von zwey gleichen Nebenbuhlern die Rede ist, man immer den Unglücklichen vorzieht. Cäsars Siege flössen

uns

uns Liebe für Pompejus ein. Die Verschiedenheit des Schicksals dieser beyden Fürsten ist so ausgezeichnet, daß der einzige ungerechte Krieg, welchen Wilhelm je unternahm, der Einzige war, wo das Glück an seiner Seite focht; und der einzige gerechte Krieg den Ludwig je führte, der Einzige wo das Glück ihn floh. Das wäre metaphysisch betrachtet hinreichend, um zu glauben, daß Wilhelm besser wär, als Ludwig der Vierzehnte. Wie dem auch sey, Nassau war nur Ueberwinder, als er seinen Schwiegervater entthronte, und Bourbon wurde nur besiegt, als er seinen Enkel auf den Thron von Spanien setzte; und diese Bemerkung ist nicht gleichgültig, in dem Parrallele, welches wir zwischen diesen beyden berühmten Männern gezogen haben.

Ein neues Jahrhundert ward gebohren. Erstaunenswürdiges Jahrhundert, dessen erhabene Bestimmung war, die grösten Könige der Welt, und die edelste Anstrengung der Völker hervorzubringen. Dieses Jahrhundert hat für immer den Satz bewiesen, daß die Extremen sich berühren. Nie hatte noch die Sklaverey tiefer gewurzelt, und nie erschien die Freiheit in grösserem Glanze. Auf einer Seite der sechzigjährige Ludwig der Vierzehnte, der mit entnervtem Arm das Gebäude seines Ruhms zu stützen strebt, welches mit Geprassel unter ihm zusammen stürzt, auf dessen Trümmern aber noch immer hoher Sinn eingegraben steht; auf der an-

dern Seite gründet Peter der Grosse mit schöpferischer Hand den Tempel der Künste auf dem ewigen Eise des Nordpols, und tauscht die eisernen Ketten der Russen, welche jene Tyrannen, die an Rauhheit ihrem Klima gleichen, ihnen einst anlegten, gegen die goldenen Fesseln, welche er bey gebildeten Nationen hohlt. Dort schleppt Carl der Zwölfte an seinem Triumphwagen, Wuth, Mordlust und Thorheit und wird dem Philosophen ein Gegenstand des Mitleids, der Menschheit ein Schrecken, und den Türken ein Spott. Hier schlummert Ludwig der Fünfzehnte wollüstig im Schatten des bleyernen Jochs, an welches Minister, Maitressen und Günstlinge ihn schmiedeten. Dort herrscht Maria Theresia, mehr Despotin vielleicht durch den Prunk ihrer Tugenden als die Tyrannen es durch ihre Laster werden. Hier thront Friedrich, jener grosse Geist, das letzte Werkzeug, dessen sich Despotismus bediente, um die Sklaverey immer an den Erdboden zu fesseln, weil Friedrich so sehr Philosoph war, daß man oft den König darüber vergaß. Dort zerbrechen plötzlich Amerika und Frankreich ihre Fesseln, und berufen alle Sterblichen zu der Ehre Menschen zu seyn. Denkwürdiges Jahrhundert! Grosses Schlachtfeld! auf welchem Amerikaner und Franzosen edelherzig gegen die Weltunterdrücker kämpfen, und die Nationen rächen, indem sie ihnen ein Beyspiel aufstellen. Glänzendes Jahrhundert! werde

der Nachkommenschaft für immer ein Buch des Schicksals; sie lese darinn ihre Rechte und ihre Pflichten.

Ludwig der Vierzehnte sah sich jetzt genöthigt eine Bemerkung zu machen, welche die Könige sonst nie zu machen pflegen, nemlich: daß der Verlust eines Menschen oft den Verlust ihres Reichs nach sich ziehen kann. Als der Abbé von Savoye Frankreich verließ, sagte Ludwig der Vierzehnte zu seinen Höflingen mit jener stolzen Ironie, welche das gewöhnliche Erbtheil der willkührlichen Gewalt zu seyn pflegt: „meinet ihr nicht: daß ich da einen grossen Verlust erlitten habe?" und die feigen Höflinge lächelten zu diesem unmenschlichen Spott, welchen selbst der Verlust des letzten Unterthanen, der dem Staate von gar keinem Nutzen ist, nicht entschuldigt haben würde; sie lächelten und mahlten mit den stärksten Farben die Fehler des Abbé von Savoye. Und man wundert sich noch über die Fehler der Könige? bedenkt man denn nicht, daß der Stolz der Könige und die Niederträchtigkeit ihrer Schmeichler sich so innig liebkosen, daß es schwer wird, zwischen beyden hindurch zu schlüpfen? Dieser so verspottete Abbé von Savoye, häufte indessen doch durch sein Genie die schreckliche Masse der Widerwärtigkeiten Frankreichs, und der Tag seiner Rache kam.

Der Krieg hatte seinen Ursprung in Italien genommen, und die militärische Disciplin war zu Versailles in den Armen Chamillards gestorben. Sogar bis in die Bewaffnung der Krieger hatte sich die Käuflichkeit eingeschlichen. Unglückliche Epoche! in welcher die Leiden des französischen Soldaten ihren Anfang nahmen, Leiden, die selbst mitten in Frankreich unbekannt blieben, weil nur der Soldat Muth genug besaß, zu dulden ohne zu klagen. Hier seht ihr den Ursprung jener Bewegungen, welche man, seit der wieder eroberten Freiheit, Aufruhr gescholten hat, weil das bisherige Schweigen des Soldaten den Glauben veranlaßt hatte, diese Klasse habe weniger Beschwerden, da sie doch im Gegentheil noch weit mehrere beleidigende Unterdrückungen zu rächen hatte. Um gerecht zu seyn, müssen wir, weit entfernt dem gemeinen Soldaten, um einiger vergrösserter Unruhen willen, des Aufruhrs zu beschuldigen, vielmehr ihm die erstaunenswürdige Mässigung danken, mit welcher er sich betrug als die Freiheit am Horizont herauf stieg, und laßt uns nicht vergessen, daß wenn man in Frankreich einen Tyrannen auf hundert Bürger rechnen konnte, man im Gegentheil auch wieder hundert Tyrannen auf einen Soldaten rechnen mußte.

Zu Ende des verflossenen Jahrhunderts wurde jedem unerfahrnen Jünglinge ein Regiment anvertraut, wenn er es nur kaufen konnte. Von dieser Zeit

an, brachten achtzehnjährige Knaben die Unbesonnenheit ihres Alters, den Stolz auf ihre Geburt, zügellose Leidenschaften, das böse Beyspiel der Laster des Hofes, und oft auch eine ganz vernachlässigte Erziehung mit an die Spitze des Corps, zu dessen Befehlshabern man sie für ihr baares Geld gemacht hatte. Nach und nach bestand die Armee nicht mehr aus einer Vereinigung muthiger Krieger, dem Dienste des Vaterlands geweiht, sondern aus einer Handlungsspeculation, zur Bereicherung einiger Geizhälse. Die Regimenter waren nie vollzählig, weil der Gehalt der erledigten Stellen unter den Officieren, dem Minister zu gute kam, und weil der Sold der fehlenden Soldaten in den Compagnien, in die Tasche des Hauptmanns fiel. Kleider und Waffen wurden immer schlechter, weil die Lieferanten sie zu niedrigen Preisen aus den Manufacturen kauften, um sie zu den damals gewöhnlichen Preisen den Truppen wieder zu verkaufen. Der Minister betrog den König, der doch immer dieselben Summen für seine Armee zahlen mußte. Die Officiere betrogen die Minister, die Serganten die Officiere, und die unglücklichen Soldaten, die niemanden mehr unter sich hatten, den sie betrügen konnten, waren die einzigen Schlachtopfer aller dieser Veruntreuungen, welche durch so viele Sprünge vom Throne bis zu ihnen herab stiegen.



Natürlich mußte die Kriegszucht darunter leiden, da sie sich blos auf Vertrauen gründet, das Vertrauen verschwindet aber zugleich mit der Hochachtung, und diese letztere hört auf, wo Eigennutz die Stelle der Großmuth einnimmt. Der Soldat gehorcht wider Willen dem, welchen er mit seiner Beute beladen sieht. Zur Vergeltung setzt dieser, weil er sich innerlich schuldig fühlt, die Gewalt an die Stelle der Pflicht, und so entspringt Unterdrückung. Ein zweytes Uebel war die Herabwürdigung militärischer Belohnungen. Kaum war der Ludwigsorden geschaffen, so wurde er auch schon an den Meistbietenden verkauft. Man kaufte die Ordenskreutze im Kriegskollegium für 6 Louisd'or, und die Spasvögel jener Zeit nannten solche Ritter les Chevaliers des onze. Was würden sie nicht erst gesagt haben, wenn sie in der Folge dieses kriegerische Ehrenzeichen auf der niederträchtigen Brust eines Polizeybeamten erblickt hätten? Das Ludwigskreutz im Knopfloch eines solchen Menschen, ist eine Lilie am Busen eines Freudenmädchens.

Zu allen diesen Symptomen der Hinfälligkeit Ludwigs des Vierzehnten gesellte sich noch die Dienstbarkeit, in welcher das Ministerium die Generäle hielt. In einer Entfernung von 100 oder 200 Meilen von der Armee, entschied man über Schlachten, die gegeben werden sollten oder könnten. Die ganze Welt wollte befehlen, nur die nicht, denen

man es eigentlich aufgetragen hatte, oder die das Talent dazu besaßen. So war der Hof von Versailles allein Schuld an den Fehlern, welche Catinat dem Prinzen Eugen gegenüber begieng, und dachte noch oberdrein klein genug, ihn deshalb zur Rechenschaft zu ziehen.

Eugen drang in Italien ein. Catinats Vorschlag war, sich diesem Eindringen zu widersetzen. Der Hof dachte anders. Catinat wurde dadurch genöthigt, seinen Plan für diesen Feldzug zu ändern, und sich zurück zu ziehen. Dieser, in den Augen aller Kunstverständigen weise Zurückzug, wurde noch überdieß unvermeidlich, durch die Nachlässigkeit der Minister in Anfüllung der Magazine, welche zum Unterhalt nothwendig waren. Aber die Höflinge vergifteten zu Versailles sein Betragen. Villeroi, ein eben so unwissender General, als liebenswürdiger Gesellschafter, erhielt das Kommando über die Armee. Das Ministerium verlor durch diese Albernheit die Hülfsquelle der Talente des Siegers von Marsaille, und die Bundsgenossenschaft des Herzogs von Savoyen, welchen der Uebermuth des neuen Feldherrn bald von Frankreich trennte. Aber er gewann dadurch den Vortheil der Frau von Maintenon den Hof zu machen. Ein vollwichtiger Ersatz.

Es scheint, das Glück habe in diesem berufenen Kriege die Widerwärtigkeiten für Ludwig den

Vierzehnten desto fühlbarer machen wollen, da es ihm anfangs mit einem guten Erfolg zu schmeicheln schien. Villars, dessen Stolz edlen Seelen behagt, weil er sich auf das Bewußtseyn eigener Verdienste, und Kenntniß der Niederträchtigkeit seiner Feinde gründete; Villars, der eben deshalb groß war, weil er Ludwig dem Vierzehnten so oft mißfiel, ein sicherer Beweiß, daß er ihm immer die Wahrheit sagte; Villars endlich, den Louvois Haß in den Augen der Nachwelt mehr noch ehrt, als seine Siege, brachte dem Kaiser gleich anfangs einige schreckliche Streiche bey, indem er ihn bey Friedlingen und Donauwerth schlug. Die Ueberrumpelung von Cremona, und Villerois Gefangenschaft, ersetzten dem Wiener Hofe seinen Verlust nicht; auch zogen weder die vielfältigen und blutigen Scharmützel zwischen Eugen und Vendome, noch die unentscheidende Schlacht von Luzara, die Wage herüber auf die Seite der Verbündeten. Marlborough selbst, dieser grosse Krieger und Staatsmann, drückte die Spuren seines Geistes noch nicht dem ersten Feldzuge auf, welchen er gegen den Herzog von Burgund und Boufflers machte.

Aber bald folgte Schlag auf Schlag. Der Herzog von Savoyen wird abtrünnig; Eugen und Marlborough vernichten durch das vereinigte Gewicht ihrer Talente und ihres Glücks, den unglücklichen Tallard zu Bleinheim; Peterborough entreißt Philipp

dem Fünften Gibraltar, Barcelona und einen Theil von Spanien; Tesse machte ohnmächtige Versuche das Verlohrne wieder zu erobern; die französische Flotte unter dem Grafen von Toulouse muß sich zurück ziehen; Villeroi wird in den Ebenen von Ramillies durch seine eigene Schuld geschlagen, la Feuillade's Entwürfe scheitern von Turin; Orleans wird durch Marsins Unerfahrenheit in seinen eignen Linien forcirt. Welch eine Reihe von Widerwärtigkeiten für den Sieggewohnten Ludwig!

Wenn man alle diese Ungewitter hereinbrechen sieht, so ruft man unwillkührlich aus: „wo ist denn „Villars geblieben? mein Gott! Villars lebt noch, „und die Villeroi, Marsin und Feuillade stehen an „der Spitze der Heere?" Die Antwort klingt sonderbar: der brave Villars ist in den Cevennen, einige elende Aufrührer zu unterwerfen. Und warum diese Hintansetzung? er besaß ja nur Verdienste. Frau von Maintenon haßte ihn. Chamillard konnte einen Mann nicht hochachten, der so hoch über ihn erhaben war; vielleicht war er sogar ein Gegenstand der Eifersucht Ludwigs, denn nicht immer blieb Ludwig von dieser kleinen Leidenschaft frey. Genug, man entfernte ihn, als er nützen konnte, und man rief ihn zurück, als es zu spät war. Die Franzosen wurden zu Oudenarde geschlagen, Lille demüthigte sich vor Eugen und Marlborough, Frankreichs Grenzen waren von allen Seiten entblößt,

das Reich litt Mangel an Menschen, Kriegsbedürfnissen und Geld, neigte sich zum Umsturz, und war gleichsam eingeklemmt zwischen dem siegenden Feinde und einem hochmüthigen Könige, dessen unbeugsamer Stolz noch immer nicht nachgeben wollte.

Die Krone von Spanien wankte auf dem Haupte Philipps des Fünften; Portugiesen, Engländer und Oesterreicher drangen von allen Seiten auf ihn ein. Es blieb ihm nichts übrig als das Herz der Spanier, die Rathschläge Vaubans, und die liebenswürdigen Eigenschaften seiner Gemahlinn.

Man wundere sich nicht, daß ich auch seine Gattinn unter die Zahl seiner Hülfsquellen rechne. Man hat vielleicht nie darüber nachgedacht, wie viele Gewalt über die Herzen der Menschen ein Diadem verleiht, welches von einem reizenden, durch Thränen des Jammers verschönerten Weibe getragen wird. Die moralischen Ideen nehmen Theil an der Majestät, welche man den physischen Gegenständen zugesteht; daher ist es eben so schwer, mit dem Anblick eines unglücklichen Fürsten nicht den Begriff von Tugenden zu verbinden, als der verfolgten Jugend den Glauben an Unschuld zu versagen. Wenn Könige auch nicht im Unglück die Herzen der Menschen zu fesseln vermögen, so waren sie gewiß im Wohlstande doppelt lasterhaft; denn wenn gleich gewöhnlich der unglückliche Privatmann die Menschen

von sich entfernt, so zieht hingegen der unglückliche Fürst die Menschen an sich.

Man beweißt in der Wahl der Gattinnen, welche man Monarchen bestimmt, eine barbarische Gleichgültigkeit. Nie sieht man auf die Bildung ihres Herzens; nie denkt man daran, daß das Schicksal ganzer Nationen vielleicht von einer Liebkosung eines arglistigen Weibes abhängt. Es ist eine, der Aufmerksamkeit der Politik würdige Bemerkung, daß alle, durch Verbrechen berühmte Königinnen, die Tugenden ihrer Männer herabgewürdigt haben, da hingegen tugendhafte Königinnen nie im Stande waren, ihre lasterhaften Männer zu bessern.

Während Philipp der Fünfte das Schwerdt führte, flog die junge, liebenswürdige und gefühlvolle Königinn von Spanien, allein und ohne Gefolge von einer Stadt zur andern, wo wankende Treue einen nahen Abfall drohte. Sie drang sogar bis in die Freistätten der Privatleute, und dort enthüllte sie unter vier Augen die Erhabenheit ihres Unglücks, und den Adel ihrer Seele. Unter jedem Dache ward sie beynahe als Feindinn empfangen, und sie entfernte sich von jedem Dache als eine Gottheit die ihren Tempel verläßt. Man sah sie, alle Herzen waren gewonnen! man hörte sie, alle Schätze standen offen. So eroberte sie durch die Macht ihrer Reitze, die eine Hälfte von Spanien, und

lieferte ihrem Gemahl die nöthigen Summen um auch die andere Hälfte zu erobern.

Aber die Zeit nahte heran, wo eine gewonnene Schlacht Philipps Thron fester gründete, und eine verlohrne Schlacht Ludwigs Thron wieder aufrichtete. Almanza und Malplaquet entschieden das Schicksal beyder Reiche. Der Kaiser Leopold war tod, und sein Sohn Joseph sein Nachfolger. Das Reich hatte bey diesem Wechsel nichts genommen. Nie gab es einen Fürsten der mehr unternahm und weniger that. Er hatte grosse Lust stolz zu seyn, und trug grosses Verlangen nach der Politik; Stolz und Politik waren jedoch für ihn nur zwey Geliebte, welche ihn nichts als Strenge empfinden liessen. Ohne den Prinzen Eugen würde dieser Joseph schon lange unter dem Haufen unnützer Könige vergessen seyn.

Wenn es Augenblicke giebt, in welchen der wohlverdiente Unwille der Nachwelt über Ludwigs Stolz und Despotismus plötzlich von neuem erwacht, so ist es der, zu welchem wir in dem Gemählde seines Lebens nunmehr gekommen sind. Wenn man zurück denkt, und sieht, daß das Schicksal von Spanien und Frankreich von dem Waffenglück zweyer Menschen abhängt, die Ludwig verfolgte, so kann sich der Leser, in der marternden Ungewißheit in welcher er sich befindet, indem er sich diesen grossen Begebenheiten nähert; ja der Franzose

selbst kann sich nicht entbrechen, den Feinden Ludwigs den Sieg zu wünschen, weil Gerechtigkeit und Menschlichkeit gleiches Interesse für alle Nationen einflössen. Der von der hochmüthigen Inconsequenz dieses Königs verachtete Eugen, kämpft bey Malplaquet. Ruvigni, den Ludwigs grausame Intolleranz verjagte, streitet gegen Philipps Heer bey Almanza. Welcher Mensch, der weder Schmeichler noch Sklave ist, wird nicht Gelübde für Eugens uud Rnvignis Glück zum Himmel senden?

Ruvigni an der Spitze der Engländer und Portugiesen wurde geschlagen, und zwar durch einen Engländer an der Spitze der Franzosen und Spanier, nemlich den Herzog von Berwik, Bastard von England, und Sohn der Arabelle Churchill. Er war ein Neffe des berühmten Marlborough, und während sein Oheim alle Hülfsquellen seines Geistes anwendete, um die Bourbons zu demüthigen, that er, wie man sieht, alles mögliche, um ihre Grösse zu schützen.

Marlborough war unerschöpflich, und seine mächtigste Stütze war das ununterbrochene Einverständniß zwischen ihm und dem Prinzen Eugen, welches den französischen Generalen gänzlich mangelte; höfische Verwirrung herrschte unter der Armee. Die Gegenwart des Herzogs von Burgund, welcher nach Flandern geschickt wurde, um den sinkenden Muth des Soldaten anzufeuern, hatte im Gegen-

nur gedient, die Spaltung zwischen den Unterbefehlshabern zu vermehren. Frankreich stand allenthalben offen. Die Einnahme von Landau, verstattete ungehindertes Vordringen in das Elsaß. Durch den engen Paß von Nissa waren die Feinde in die Provence eingedrungen. Toulon wurde blokirt, und Marseille bedroht. Die Erhebung der Auflagen, mit welchen das Volk überladen war, gieng schwer von statten, und das wenige Geld was noch einkam, verschlangen die Kisten der Pächter. Die Rekrutierungen wurden immer schwieriger, und da ein harter, strenger Winter endlich das Elend auf den höchsten Gipfel brachte, so mußte man die Hand voll Menschen, welche noch übrig war, dem Ackerbau entziehen, um die Armee vollzählig zu machen.

Ludwig der Vierzehnte wankt endlich auf dem Gebäude des Ruhms, welches der Stolz ihm errichtet hatte, und von welchem das Unglück von Minute zu Minute einen Pfeiler umriß. Er demüthigt sich, weil er nicht mehr unterdrücken kann; er schickt Torcy und Colbert nach dem Haag einen schimpflichen Frieden zu erbetteln, an dem nemlichen Orte, wo er vormals sein übermüthiges Glück zur Schau getragen hatte.

Der unwiderstehliche Unwille der Philosophie beym Anblick eines Lebens, welches in Eroberungen, in Pracht und Wollust ersäuft wurde, ist so groß, daß sie mit Vergnügen die Stufen des Kum-

mers und der Demüthigung berechnet, auf welchen jener hochmüthige König herabsteigt. Zum erstenmale zerstreut sich die trübe Wolke, welche unter seinen Augen das Tribunal der Menschheit verhüllte. Die zauberische Täuschung der Königswürde verschwindet. Ludwig prüft sich selbst, er findet nichts in seinem Innern als den Menschen, aber einen Menschen der die Uebel von ganz Europa auf seinem Gewissen hat, den die Thränen seines Volkes und der Haß der Nationen verfolgen. Was ist aus jenem Herrscherwillen geworden, dem Krieg und Tod knieend dienten? Sechzig Jahre hindurch hat er Alles überwunden, Alles unterworfen, Alles zertreten, Alles hat vor ihm geschwiegen, nur das Gewissen nicht.

Alter und Gewissensbisse! welch' ein Zustand! die letztern lassen die Vergangenheit wieder aufleben, und das erstere tödtet die Zukunft. Sehet da ihr Könige! was euch übrig bleibt, wenn ihr Größe aufbaut, ohne sie durch Tugend zu stützen. Wer mag ohne Schaudern seinen Blick auf die letzten Tage dieses Monarchen heften? und welcher Mensch hat wie er, noch lebend die Hölle in seinem Busen gefühlt? Ja, er athmet noch, und findet keinen Gegenstand auf der ganzen Erde, der nicht seinem Vorwurf und seiner Seele eine Marter wäre. Oeffnet er ein Buch, was liest er darinn? seine Siege? sie sind verschwunden! sein Lob? er verdient es nicht mehr! seine Pracht?

sie ist vertrocknet! — Geht er in seinen Palästen umher, was findet er da? seine Verschwendung ist sein Hof; eiskalte Höflinge seine geheime Räthe; Minister ohne Thatkraft, die sich nicht zu helfen wissen, seine Gesellschaften Pfaffenzänkereyen und Scheinheiligkeit eines alten Weibes seine Familie; der Tod der sie abmäht, sein Denkmal! hier Stolz statt Nutzbarkeit, dort Uebermuth, dessen Stimme die Rache der Nationen auf ihn herab ruft; endlich sein Volk! auf dessen Stirn das Elend Furchen gezogen hat, dessen Augen in Thränen schwimmen, dessen Mund nur zu seufzen und zu murren vermag, dessen Brust mit Wunden bedeckt ist, Füsse welchen die Dürftigkeit alle Kraft raubte und Hände welche vertrocknet sind, indem sie sich ewig nach Hülfe ausstreckten — das ist Ludwigs Schicksal! — Jeder Gegenstand ist sein Richter, jede Rückerinnerung eine Quaal, jeder Gedanke eine Marter. Das war wohl der Mühe werth alles gethan zu haben, um den Beynamen, der Grosse, und nichts um den, der Gute, zu verdienen,

Der Königsstand ist ein trauriger Stand. Sie sind nur Menschen, und alles in ihnen nimmt nur Theil an ihrem erhabenen Range. Sind sie noch jung, so verhundertfältigen sich die Leidenschaften in ihnen, weil sie nur wollen dürfen, um sie zu befriedigen, weil einerley Genuß ihnen Langeweile verursacht, und weil es ihnen so leicht wird, ihre

Begierde

Begierde wieder zu wecken. Sind sie alt, so stehen auch ihre Gewissensbisse in Verhältniß mit ihrem Range. Der Mensch empfindet deren nur nach Maasgabe seines geführten Lebens, der König empfindet sie nach Maasgabe seiner Unterthanen. O Ludwig der Vierzehnte! beneideter und geschmeichelter Monarch! welcher Biedermann möchte sein Alter gegen das Deinige vertauschen? Es ist nicht gut, daß man seine Standhaftigkeit im Unglück rühmt. Diese Tugend bey verdienten Unglücksfällen, ist nur eine Theaterrolle, die man auswendig lernt, während die Decoration verändert wird. So fodert der sterbende Fechter noch den Beyfall der Zuschauer auf. Muth ist nicht immer eine Tugend. Stolz, nicht Seelengrösse, verleiht Ludwig dem Vierzehnten Standhaftigkeit im Unglück.

Er kannte die Eigenschaften wohl, welche einen guten König ausmachen; war er es nun doch nicht, so ist er schuldig; und war er unglücklich, zur Strafe es nicht gewesen zu seyn, so ist er auch nicht beklagenswerth.

Von aussen wurde sein Stolz durch die zahlreichen Kränkungen welche er erfuhr, tief verwundet; von innen seine Seele zerrissen, durch das Schauspiel des Todes, welches seinen Pallast füllte. Es schien, der Himmel stehe im Bündniß mit seinen Feinden, und schmiede täglich neue Blitze für ihn. Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft sah er einen

nach dem andern dahin sterben, und mußte fürchten keinen Zweig seiner Familie auf dem Throne zu lassen, er, der einst Spanien einen König gab, England und Pohlen Könige geben wollte.

Die Königin und die Dauphine starben zuerst. Der Dauphin, die Herzogin von Burgund, der Herzog von Burgund, zwey Herzoge von Bretagne, und der Herzog von Berri folgten ihnen bald. Ludwig der Vierzehnte blieb allein mit einem Kinde, dessen Schwächlichkeit auch den Tod drohte. Ganz Frankreich in Trauer sah mit stummem Schrecken, wie dieser Unglücksstrom alles mit sich fort riß; nur die Priester, die gewöhnlich gleichgültig gegen jedes Uebel sind, das sie nicht trifft, zanckten und stritten mit Erbitterung gegen die vorgeblichen Irrthümer des Jansenismus. Der Versammlungsplatz der Jansenisten, Port royal genannt, wurde zweymal zerstört; mit frecher Stirn hatte man die Lehrer des Racine zerstreut, und Pascals lettres provinciales verbrannt; beyde Theile hatten Wunder gethan, denn wenn man mit der Vernunft nicht weiter fort kann, so thut man Wunder; das kranke Auge eines Mädchens und das kranke Bein eines andern Mädchens waren geheilt worden; durch eine Albernheit nach der andern stiegen die Jesuiten hinauf zu jener allgemeinen Gewalt, welche der einzige Zweck ihrer Bemühungen war, und der einzige, den sie sorgfältig verbargen; endlich der grosse Haufe der Geschäftlosen, und der noch grössere der

Scheinheiligen, welche während der Zerrüttung des Staats sich beschäftigten, über Worte zu grübeln, die der Rechtschaffenheit des Menschen eben so gleichgültig sind, als seine Seligkeit, und die nicht einmal in dem Buche standen, das Niemand gelesen, und Niemand weder Zeit noch Lust zu lesen hatte. Mitten in dieser Verwirrung durchkreuzten sich Bannflüche. Die gewöhnlichsten Waffen waren die Versagung der Sacramente in der Todesstunde, und die Gesunden wollten durchaus die Sterbenden zur Hölle verdammen, weil sie nicht dachten wie sie. Selbst die Anführer der streitenden Partheyen waren nicht einig unter sich; und bewegten sich oft in ihren Cirkeln in entgegengesetzter Richtung, diese durch Rauheit ihres Characters getrieben, jene aus Eigennutz; diese von der Hoffnung zu geistlichen Würden gelockt, jene aus Geistesschwäche. So zum Beyspiel Noailles und Fenelon, die beyden sanftesten, tugendhaftesten, und Gott gefälligsten Männer, welche das Jahrhundert hervorgebracht hat; und Frau von Maintenon, die als Oberpriesterinn in diesem lächerlichen Irrgarten ohne Faden herumirrte, wechselsweise schmeichelnd, liebkosend und drohend. Immer wollte sie entscheiden und nie entschied sie, weil natürlich keine Entscheidung statt findet, wo keine Sache ist. Heilig aufgeblasen stolzierte sie als ein Pfau unter den Leuten herum, welche Bischofsmützen trugen, und war immer bereit, die Freun-

schaft dem Vorurtheil aufzuopfern, sobald nur die jesuitische Parthey ihr das Opfer ihres Hasses bezeichnet hatte. So wurde sie die Feindinn der Madam Guion, welche sie vormals geliebt hatte; die Verfolgerinn des Erzbischoffs von Cambrai, welchen sie einst mit ihrer ganzen Macht unterstützte; treulos gegen den Kardinal von Noailles, welchen sie immer liebte. Doch kann man diese lächerlichen Inconsequenzen eines Weibes tadeln, wenn sogar ein Pabst das Beyspiel derselben giebt? Clemens der Eilfte, dieser grosse Bewunderer von dem Wercke Quenel's, ein Werk das fähig war Frieden zu stiften, und beyde Partheyen aufzuklären, wagte es gleichwohl ein Buch zu verdammen, welches den Titel führte: **Fromme Betrachtungen über den Text des neuen Testaments.**

Aber warum dieser auffallende Widerspruch? warum? weil der Pabst ein Mensch war, so gut als die andern, und weil die römischen Bischöffe, trotz der Ehrfurcht, die man seit Jahrhunderten für sie hegt, sowohl in der Religion als in der Politik, immer ganz menschliche Grundsätze befolgen. Clemens der Eilfte hatte vor seiner Erhebung auf den päbstlichen Stuhl, ein Werk drucken lassen, das voll molinistischer Irrthümer war, und einen seiner Freunde, einen Prälaten, zum Verfasser hatte. Der Kardinal von Noailles hatte dieses Buch verworfen, der Augenblick, diesen

Schimpf zu rächen, war gekommen. Quenel's Buch war dem Kardinal zugeeignet, er hatte es gelesen, gelobt, gerühmt; schon genug, um ihm die päbstliche Verdammniß zu zuziehen. Wenn es auf Rache ankömmt, so würde die dreyfache Krone selbst das Evangelium verdammen. Quenel muste fliehen, er gieng nach Amsterdam, und so raubte die Leidenschaft eines italiänischen Priesters Frankreich einen verdienstvollen Mann. Traurige, aber gewöhnliche Frucht der abgeschmackten Ehrfurcht, welche man für die Grossen hegt, deren Laster in den Augen sklavischer Völker immer den Schein der Gerechtigkeit tragen. Quenel sucht und findet in Holland seine Freiheit.

Schönes Vorrecht freyer Nationen! welches man vielleicht unter der Menge der Wohlthaten der Toleranz nach Würden zu schätzen vergißt. Ein Vorrecht, oder um richtiger zu reden, ein sicheres Geschenk, durch welches die Freiheit jene Völker mit grossen Männern bereichert, welche Fanatismus, Irrthum oder Vorurtheil aus ihrem Vaterlande vertreiben.

Ganz menschliche Absichten hatten Clemens dem Eilften den Spruch über Quenel's Buch entrissen, ganz menschliche Absichten hinderten aber auch diesen Spruch, in Frankreich grosse Wirkung zu thun. Der Pabst hatte den Erzherzog als König von Spanien anerkannt, zur Vergeltung lachte man

über sein Decret. Entweder das Buch war gut, und dann hatte der Pabst Unrecht, es zu verdammen; oder es taugte nichts, und dann hätte man mehr Ehrfurcht für seinen Ausspruch haben sollen. Das ist ein Dilemma. Es ist zuweilen gut, die frommen Gauckler so einzuklemmen. Wie viele Pharisäer giebt es nicht in der catholischen Religion! Nichts lustiger, als zu sehen, wie das gute und leichtglaubige Volk sich vor dem Pabste in den Staub schmiegt, und den Segen von einer Hand empfängt, welche den Augenblick vorher vielleicht eine Kränkung dieser nemlichen Religion, die das Knie der Völker vor ihm beugt, unterzeichnet hat. Ich weiß nicht ob die Päbste mit den Schlüsseln des heiligen Petrus das Paradies zu öffnen verstehen, wenigstens aber haben sie so oft die Pforten der Welt damit geöffnet, daß ich mir vorstelle, sie seyen zu verschliffen und abgenutzt, um einst die Pforten des Himmelreichs damit aufzuthun.

Der Geschmack an Zänkereyen war so sehr Mode, daß die des Jansenius den Liebhabern derselben nicht einmal gnügten. Sogar in China scharrte man Nahrung für die Streitsucht aus, und die Ehrfurcht für die Todten, welche Confucius von seinen Schülern erheischt, erweckte den Chinesern den Haß eines Volks und einer Religion, welche sie gar nicht kannten, auch gar nicht Lust hatten kennen zu lernen. Als die Jesuiten bis nach China

drangen, hatten sie mehr die Absicht die Gesellschaft Jesu, als Jesu selbst fortzupflanzen. Sie waren Schmeichler, weil das die leichteste Art ist, seinen Zweck zu erreichen, sie machten es wie alle schwache Wesen, welche sich emporschwingen wollen. Sie hatten von ihren Religionsmeinungen nur obenhin gesprochen, und die des Volks, in dessen Schoos sie sich niederlassen wollten, laut gebilligt. Hätte China durch nichts ihre Haabsucht gereizt, so würden sie sich weder die Mühe gegeben haben, die Lehren des Confucius zu billigen, noch die, die Moral Jesu Christi auszubreiten. Aber China öffnete ihnen eine reichhaltige Quelle von Reichthümern, und sie nahmen sich wohl in Acht, die Verehrung welche die Chineser an gewissen Tagen des Jahres, gewissen Tafeln erzeigen, auf welchen die Namen ihrer Vorfahren geschrieben stehen, Götzendienst zu schelten. Der Pabst aber, der es doch sonst ganz gern sieht, wenn gutherzige Frauen sich ein paar Stunden lang vor der Statue des heiligen Pancraz niederwerfen, und hernach etwas Geld in die Büchse stecken, welche zu den Füssen dieses steinernen Heiligen befestigt ist, fand es auf einmal sehr sonderbar, daß die Chineser sich unterstunden, Feste auf den Gräbern ihrer Väter zu feyern, und schickte einen Vicelegaten an den Kaiser von China, um Rechenschaft von diesem Betragen zu fodern. Dieser Kaiser eines Volks, welches die Erde für

viereckigt hält, der Mittelpunct dieses Vierecks zu seyn glaubt, und alle übrige Nationen als Barbaren, oder wenigstens als Affen betrachtet, die nur seine Vorstädte bewohnen, fand es sehr drollig, daß der Oberpriester der Affen etwas an seinem Glauben auszusetzen habe, und hatte grosse Lust ihm durch eine Bastonnade zu antworten. Schade daß der Kaiser von China unsere Gebräuche nicht ein wenig besser kannte, sonst hätte er gewiß irgend einen Priester des Foé an den Pabst abgesandt, um den Statthalter Christi zu fragen, warum er die Leichenreden in unsern Kirchen leidet? und ob es lächerlicher sey, das Andenken der Vorfahren zu ehren, als einem rednerischen Schreyer zu erlauben, Verstorbene zu rühmen, die größtentheils nichts ruhmwürdiges gethan haben.

Diese chinesischen Zänkereyen, deren kindische Hartnäckigkeit Rom zum Spott machte, und alle die geschäftlosen Wesen belustigte, welche sich auf den Kaffeehäusern von Paris herum treiben, wurden nachtheilig für die Jansenisten. Der Pater Tellier, Nachfolger des Pater la Chaise, muste erfahren, daß eines seiner Werke über die chinesischen Gebräuche zu Rom von den Schülern des Jansenius verfolgt wurde. Der Kardinal von Noailles hatte ihn einst eine gewisse Aergerniß gebende Intrigue sehr übel entgelten lassen; er hatte also itzt, da er sich dem Throne näherte, die beyden schreck-

lichsten Beleidigungen zu rächen, welche man einem Pfaffen anthun kann: den Schimpf seines gelehrten, und seines moralischen Rufs. Ueberdieß verband sich noch sein Character mit der gereizten Eigenliebe, die ihm mit allen Menschen gemein war. Er besaß alle Eigenschaften des Verfolgungsgeistes im Grossen. Finster, jähzornig, wild, gallsüchtig, spitzbübisch und grausam; die höllischen Mächte hatten ihn aus jenem Koth zusammen geknetet, aus welchem sie sonst einen Großinquisitor zu schaffen pflegen. Einen solchen Menschen hatten die Jesuiten zum Gewissensrath Ludwigs des Vierzehnten gewählt, um am Rande des Grabes mit ihm den Rückblick auf das vergangene Leben zu werfen, und ihn zur Ablegung jener furchtbaren Rechnung vorzubereiten, welche die Könige Gott schuldig sind, Gott, aus dessen Händen, wie sie sprechen, sie ihre Krone empfiengen.

Ist eine solche Wahl nicht Verspottung der Gottheit? stimmt sie mit dem Geist des Evangeliums überein? welcher König bedurfte in seinen letzten Augenblicken mehr als Ludwig der Vierzehnte eines Menschen, eines aufgeklärten Vertrauten, der frey sey von allen Leidenschaften; fremd für jedes Interesse; taub für jede Parthey; klug und muthig genug, um das Gemählde eines für die Menschheit so traurig verflossenen Lebens aufzurollen; den Stolz, dessen Liebkosungen ihn irre geführt hatten, unter seinen

Augen zu zergliedern; ihn mit der Sonde der Wahrheit alle Wunden jenes Ungeheuers fühlen zu lassen, die bisher unter einer reizenden Hülle verborgen lagen, und ihn so grausam getäuscht hatten; ihm alle Scheinbilder zu rauben, deren Irrlicht ihn von Absturz zu Absturz verleitete; und so endlich Reue in ihm zu erwecken, ihn des Mitleids der Menschen, welche unter der Bürde seines Ruhms geseufzt hatten, und der Barmherzigkeit Gottes, die sein Hochmuth bis jetzt von sich gestossen, wieder werth zu machen. Aber nein, sie lassen ihn durch eine Furie geiseln. Kaum bleiben ihm noch wenige Tage zu leben, und sie bemächtigen sich derselben, um sie zu Werkzeugen ihrer Partheylichkeit zu machen. Der Mann, der ihn mit Himmel und Erde wieder aussöhnen soll, drückt das letzte Siegel auf den Unwillen des Himmels und den Haß der Erde.

Kaum sah sich der Pater Tellier im Besitz von Ludwigs Vertrauen, als er sogleich das ganze Priesterreich gegen den Kardinal von Noailles aufwiegelte, den einzigen Prälaten, der tugendhaft genug war, um den Jesuiten nach seinem wahren Werth zu würdigen, der nichts als das gefährlichste Wesen in ihm erblickte, und der Muth genug hatte, sich dem Willen des alten Ludwigs zu widersetzen, ein Wille, der von den Frömmlingen nach Gefallen gegängelt wurde. O! wäre Noailles standhaft genug gewesen, dem Jesuiten das Recht zu rauben,

des Königs Beicht zu hören, als wozu er die Gewalt in Händen hatte, wie er selbst in seinen Briefen an Frau von Maintenon erklärt.

Der unruhige Geist des Beichtvaters, der Ehrgeiz der Bischöffe, die Schwachheit des Kardinals von Noailles, der Hang Ludwigs des Vierzehnten sich in Alles zu mischen was ihn nichts angieng, und in Allem was sich seinen Begierden oder den Begierden seiner Lieblinge widersetzte, eine Beeinträchtigung seiner Gewalt zu erblicken, Alles das führte endlich den schrecklichen Streich herbey, dessen Würckung seyn sollte, beyde Partheyen auf ewig und unversöhnlich zu entzweyen. Man sandte eine Liste von Sätzen nach Rom, welche vorgeblich aus dem Buche des Jansenius ausgezogen waren, und verlangte ihre Verdammung. Das heilige Officium, das mindest heilige und albernste aller Tribunale, verdammte unter hundert und drey Sätzen hundert und einen, und der Stuhl des heiligen Petrus brachte jene berüchtigte Bulle zur Welt, welche alle Köpfe in Frankreich verwirrte. Priester, Mönche, Ordensgeistliche, Bischöffe, Erzbischöffe, Kardinäle, sowohl die, welche die Bulle gesucht hatten, als auch die, welche sie fürchteten, alles lehnte sich dagegen auf. Man versammelte sich, man überlegte, man schrie, das ist so in der Gewohnheit. Die Bulle war Unwillen erregend, der größte Theil protestirte gegen dieselbe. Die Unterwürfigsten nahmen sie ohne Einschrän-

kung an, aber veränderten den Sinn derselben, um sie für das Volk erträglich zu machen. Der Thörigste unter allen war Ludwig der Vierzehnte, der gewiß weder von den Werken des Jansenius, noch von Quenel's Buche, noch von dem Latein der Bulle Unigenitus eine Sylbe verstand; aber der troz dem verstand, wollte und befahl, die ganze Welt solle die vernünftigsten Sätze für gottlos halten, weil es dem heiligen Officium und seinem Beichtvater so zu entscheiden beliebt hatte; und da nichts tyrannischer ist, als der von aller Vernunft entblößte Wille eines Königs, so wollte er das Parlament zwingen, ein Gesetz zu registriren, welches die Bischöffe nöthigen sollte, die Bulle ohne alle Einschränkung, so wie sie von Rom gekommen war, anzunehmen.

Damals aber stand ein Mann auf, wie die Natur sie dann und wann schafft, um der Königsgewalt Grenzen zu setzen, wenn die Völker schwach genug sind, ihrem Eigensinn zu gehorchen. D'Aguesseau, Weltweiser und Richter, dessen Ruhm vielleicht nichts mangelt, als daß er nicht zu den Zeiten der Revolution gebohren wurde, d'Aguesseau schlug es standhaft aus, das Edict dem Parlamente vorzuschlagen, und trotzte furchtlos der Unwissenheit eines Königs, der in einer Sache entschied die er nicht verstand; dem Uebermuth des Kanzlers Voisin, dem die Registrirung seines Edicts weit

mehr am Herzen lag als die Sache selbst; und der Wuth des Beichtvaters, der ein Mittel einbüßte, den Kardinal von Noailles, und die Bischöffe von seiner Parthey zu quälen.

Nichts ist auffallender, als diese Gattung frommer Räuberey. Was ist lächerlicher, als Leute zanken sehen, nicht über das was sie selbst glauben, sondern über das was sie andere wollen glauben machen. Das war zum Beyspiel der Ursprung der Streitigkeiten zwischen Bossuet und Fenelon. Bossuet ließ sich durch die Träumereyen der Madam Guion, und das Buch von den Maximen der Heiligen in Harnisch jagen. Es war ihm dabey nicht um die Sache Gottes zu thun, denn gewiß kann Gott keine eifrigere Diener haben, als solche, die immer in Betrachtung vor ihm wandeln; sondern er war aufgebracht, weil die Predigten der Dame Guion, unterstützt durch Fenelons Talente, das Uebergewicht verminderten, welches er sich unter der französischen Geistlichkeit sowohl, als in der Meinung des Publikums erworben hatte. Es giebt viele Menschen, die fremde Talente als eine Beleidigung für sich betrachten.

Die arme Guion ward verfolgt; ein Verhaftbefehl bewieß ihr, daß ihre Lehre nichts tauge. Frau von Maintenon überließ, als ächte Dame vom Hofe, diese Unglückliche ihrem Schicksal. Fenelon büste durch seine Verbannung das Verbrechen

sie vertheidigt zu haben. Bossuet und Godet des Marais, zwey Männer die man beynahe heilig gesprochen hat, waren die christlichen Unterhändler in dieser schmutzigen Geschichte. Man darf sich darüber eben nicht wundern: unter einem despotischen Könige gedeyhen Tyranneyen aller Art. Das eigentliche Verbrechen aber des Erzbischoffs von Cambrai war, daß seine Tugend auf Sanftmuth und wahre christliche Liebe gegründet war, und daher zu sehr gegen die herbe Scheinheiligkeit der ganzen Priesterbrut abstach, von welcher Ludwig der Vierzehnte umgeben war. Hätten Bossuet und seine Spiesgesellen sich für seine erhabene Mässigung rächen können, sie würden ihn weit heftiger gequält haben, um der Seelengrösse willen, mit welcher er selbst das Verdammungsurtheil seines Buches bekannt machte, als um des Verbrechens willen dieses Buch geschrieben zu haben. Eine andere, in den Augen der Frau von Maintenon weit schwerere Anklage, war seine Mißbilligung ihrer Heyrath. Voltaire läugnet diese Mißbilligung, aber er läugnet da eine Wahrheit. Wenn man Fenelons Art zu denken ein wenig kennt, so erstaunt man gar nicht darüber, daß er sich so geäussert hat. Aber der Herr von Ferney scheint eine heimliche Neigung zu empfinden, alle die Tugenden in Zweifel zu ziehen, welche dem Willen der Könige widersprechen. So erzählt er zum Beyspiel eine Unterhaltung, welche der König mit

Fenelon über seine politischen Meinungen zu haben verlangte, als er noch Lehrer des Herzogs von Burgund war; daß Fenelon damals alle die Grundsätze auskramte, welche in der Folge sein Telemach enthielt; und daß, fügt Voltaire hinzu, diese Grundsätze sich besser in die Republik des Plato schickten, als Unterricht lieferten Menschen zu beherrschen. Eine eben so knechtische als schimpfliche Bemerkung, welche den angeblichen Philosophen zum Sklaven herabwürdigt.

Nach Endigung dieses Gesprächs sagte Ludwig der Vierzehnte, er habe sich eben mit dem schönsten Geist, aber auch dem größten Schwärmer seines Reichs unterhalten. Das war der treflichste Lobspruch für Fenelon. Politische Ueberblicke, welche Ludwig dem Vierzehnten ein blosses Geschöpf der Vernunft zu seyn schienen, waren gewißlich auf Natur und unverlierbare Menschenrechte gegründet.

Frankreich ist stolz auf Fenelon, es hat ihm den Beynamen der Grosse gegeben. Aber nach England muß man gehen, um zu finden, daß Fenelon würklich der edelste Sterbliche war. Er wird es von nun an auch für uns seyn, da wir endlich das Volk für etwas zu rechnen gelernt haben; oder, um mich richtiger auszudrücken, da das Volk gelernt hat, den Rang einzunehmen, welcher ihm

gebührt, und von welchem Fenelon richtigere Begriffe hatte, als Voltaire.

Fenelon blieb ruhig in seiner Verbannung, und Marlborough, dessen Truppen die Gegenden um Cambrai überschwemmten, zollte ihm alle die Hochachtung, welche seine undankbaren Landsleute ihm versagten. Der Krieg dauerte fort, und Ludwig der Vierzehnte hatte jede Demüthigung verschluckt, welche die Holländer ihm sehr freygebig zubereiteten. D'Humieres und Polignac hatten zu Gertrudenberg Europa nur Beweise gegeben, von dem allgemeinen Hasse gegen ihren Herrn, und von dem Zustande der Schwäche Frankreichs, in welcher der Stolz eines einzigen Menschen es gestürzt hatte. Sie hatten sogar die Erniedrigung so weit getrieben, zu versprechen, daß Ludwig der Vierzehnte Geld herschiessen werde, um seinen Enkel vom Throne zu stossen und waren doch nicht gehört worden. Alles schien verlohren, und wäre man dem Lord Stairs gefolgt, so würden feinliche Parthyen bis vor die Thore von Paris gestreift haben. Damals rief Ludwig aus: „weil wir doch durchaus Krieg führen müssen, so will ich lieber gegen meine Feinde, als gegen meine Kinder fechten.“ Welch' eine neue unmenschliche Kränkung für das Volk liegt in diesen Worten. Alles ist erschöpft, alles für ihn verlohren; aber das Elend des Volk kommt bey ihm noch nicht in Betrachtung, er denkt nur an seine Kinder; er

will

will lieber gegen seine Feinde Krieg führen. Und gegen wen führt er diesen Krieg? auf wessen Unkosten führt er ihn? Was verschlägt es der Menschheit, ob ein Enkel Ludwigs des Vierzehnten König von Spanien ist, oder nicht? So müssen zwanzig Millionen Menschen dem Ehrgeitz einer Familie, der Zanksucht eines Einzelnen dienen, und der blosse Königstitel ist das unbezweifelte Recht, welches dieser Abgeschmacktheit zum Grunde liegt! heißt das nicht die Vernunft mit Füssen treten? So empörend aber auch dieses Verfahren ist, und trotz einer langen Erfahrung von 600 Jahren, in welchen die Könige immer nur für den Vortheil ihres Hauses oder ihren Flitterruhm Krieg führten, haben wir doch noch in unsern Tagen Leute gesehen welche im Angesicht der ganzen Nation die Behauptung wagten: das Recht Krieg und Frieden zu bestimmen, sey ein königliches Vorrecht. Welchen Begriff mögen sich diese Leute von den Königen machen, wenn sie das Recht 100,000 Menschen ihrem Eigensinn zu opfern, unter ihre Vorrechte zählen? Sie glauben die Könige dadurch zu ehren, und werden nicht gewahr, daß sie sie selbst unter die Cannibalen herabwürdigen. Wenn ein Krieg überhaupt jemals gerecht seyn kann, so muß er nur zum allgemeinen Vortheil der Nation geführt werden, und wenn das der einzige gerechte Krieg ist, so darf auch nur die ganze Nation darüber urtheilen — ihn beschliessen.

Ludwigs geschwächte Macht mußte natürlich Philipps Fall beschleunigen. Keine Truppen, noch weniger Geld, und nicht einmal guten Rath konnte er ihm mittheilen. Die Verbündeten hätten ihm die harte Bedingung ersparen können, seinen Enkel im Stich zu lassen; denn die Noth sprach bereits lauter und herrischer als der Congreß von Gertrudenberg. Der König von Spanien hatte seiner Seits nicht allein gegen das Unglück, sondern auch gegen die zahlreichen Partheyen zu kämpfen, welche ihm entgegen waren. Erstens waren alle Anhänger des Hauses Oesterreich seine Feinde. Zweytens alle die, welche, ohne eben Carl dem Zweyten wahrhaft ergeben gewesen zu seyn, unter dem Scepter der Prinzen seines Bluts alt geworden waren; sie hatten sich an diese Herrschaft gewöhnt, und diese Gewohnheit galt ihnen für einen Grund, diejenigen Rechte auf den Namen eines Geschlechts fortzupflanzen, welche das Geschlecht selbst verlohren hatte. Drittens: den grossen Haufen derer, welchen die Sache des Volks gleichgültig ist, welche an keiner Parthey hiengen, und die Beendigung aller Bedrängnisse nur deshalb wünschen, um ihr Eigenthum in Sicherheit zu wissen. Diese Art Menschen kann man nur durch Wohlthaten aus ihrem Schlummer wecken, und Philipp war nicht in der Lage Wohlthaten auszuspenden. Endlich viertens stand an der Spitze einer nicht minder furchtbaren Parthey ein Prinz seines

eigenen Geblüts, Philipp von Orleans, nachmals Regent von Frankreich, dessen allumfassendem Geiste es leicht schien, den Thron von Spanien zu besteigen.

Auf dieser Seite also Philipp der Fünfte gedrängt durch das Haus Oesterreich, durch seine eigene Unterthanen, durch die Parthey von Orleans, und durch den Mangel an Truppen und Geld; auf jener Seite Ludwig der Vierzehnte unter dem Druck von England, Holland, dem Reich und Savoyen; beyde sahen ihren Untergang mit leserlichen Zügen auf Europens Stirn gegraben; und die Menschheit erkaufte die Demüthigung zweyer gekrönter Menschen durch zehnjährige unerschöpfliche Kriege, deren Wuth von den Ufern des baltischen Meeres bis an das Ende des atlantischen Oceans sich ausgebreitet hatte, und durch den Verlust einiger Millionen Menschen. Nie bezahlten vielleicht die Nationen eine Lehre der Philosophie: die Gewalt welche sie Königen einräumen sollen betreffend, so theuer.

Doch in einem Augenblicke gaben die Talente zweyer Männer der ganzen Sache ein anderes Ansehen. Diese waren Vendome in Spanien und Villars in Frankreich. Durch sie wurden Ludwig und Philipp auf dem wankenden Throne gestützt; allgemeiner Friede war die Frucht einer jener elenden Hofsrevolutionen, deren kindischer Ursprung so oft das Unglück der Völker verursacht hat, dieses mal aber zufälligerweise zum Guten ausschlug.

Die Königinn Anna besaß in England nur das Phantom der Königsgewalt; Marlborough war würklich König; ihm waren, als Oberhaupt der Whys die Gemüther unterthan, weil jene Parthey damals die herrschende war. Auch die Finanzen standen ihm zu Gebote, denn der Schwiegervater einer seiner Töchter war Minister derselben. Durch einen seiner Eydame, welchen er zum Staatssecretär gemacht hatte, leitete er die Beschlüsse des Cabinets. Das Heer betete ihn an. In Holland hatte seine gewandte Politik den Sieg über den Einfluß des Großpensionärs davon getragen. Im Pallast von St. James galt er Alles durch die Herzoginn seine Gemahlinn, welche das Herz der Königinn Anna despotisch beherrschte. So schien Alles dem Kriege eine ewige Dauer zu versprechen, weil dem Glücke und dem Ehrgeitze Marlboroughs an seiner Verlängerung gelegen war. Die Eifersucht eines Weibes stürzte dieß ganze Gebäude.

Die Königinn Anna, so lange schon Freundinn, und länger noch Unterthan der Herzoginn von Marlborough, war endlich eines Despotismus müde, der von Tage zu Tage unerträglicher wurde; sie hatte den Muth ihn abzuschütteln, und wählte sich einen neuen Liebling, die Lady Marsham. Die gereizte Herzoginn rächte sich durch neuen Uebermuth. Einige, der neuen Favoritinn erwiesene und übelangebrachte Beleidigungen, und einige stolze Briefe

an die Königinn, erbitterten diese Fürstinn noch mehr. Man brach öffentlich. Die Parthey der Torrys, welche die Zurückberufung der Stuarts wünschte, nutzte diesen Vorfall, um die Königinn mehr einzuschränken. Der allgemeine Friede ward beschlossen, nicht um dem Volke die Ruhe wieder zu geben, sondern um Marlborough entbehrlich zu machen. Er war noch immer furchtbar, obgleich in Ungnade, und man arbeitete Anfangs nur unter der Hand am Friedensschluß von Europa. Doch der Tod des Kaisers Joseph, welcher die Kaiserkrone dem nemlichen Carl hinterließ, den wir als Mitbewerber um den spanischen Thron kennen, beschleunigte, wie Voltaire richtig anmerkt, das Friedensgeschäft mehr, als die heimlichen Cabalen der Torrys und der Königinn Anna, weil er das Vorurtheil der Engländer gegen Ludwig den Vierzehnten verringerte, und weil man endlich einsah, daß es eben so lächerlich wäre, seine Schätze zu verschwenden, um das Haus Oesterreich auf den Gipfel einer Macht zu erheben, wo es das Haus Frankreich nicht leiden wollte.

Wie dem auch sey, diese politische Bewegungen gereichten blos zum Vortheil einiger Köpfe, welche ihr Privilegium die Erde zu verwüsten, nur der Krone verdankten, die doch nie ein Eigenthum war; und geschahen übrigens auf Unkosten der Menschheit. Man darf behaupten, daß, wenn vom Frieden die

Rede ist, jeder Augenblick, der durch verfängliches und auf Schrauben gestelltes Entwerfen der Friedenstractaten verlohren geht, den Königen einst zum Verbrechen angerechnet werden wird.

Die berühmte Schlacht von Denain nahte heran. Marlborough kommandirte nicht mehr; bey seiner Zurückkunft nach London beraubte man ihn aller seiner Würden. Eugen blieb allein, und troz seines festgegründeten Rufs ward er von Villars geschlagen. Ein solcher Sieg war nothwendig um den Schluß des Friedens herbey zu führen; das heißt: es mußten erst noch ein paar tausend Menschen das Leben einbüssen. Der Friede ward endlich zu Utrecht unterzeichnet. Nur der Kaiser trat ihm nicht bey; aber dieser Widerstand dauerte nicht lange. Von seinen Alliirten verlassen, sah er sich bald gezwungen seine Schwäche zu bekennen.

Dieser Friede war nicht so demüthigend für Ludwig den Vierzehnten, als sein Stolz zu verdienen schien, aber er erwarb der Königinn Anna einen Ruhm, dessen Werth man nicht genug empfinden, und den selbst die sonst so gerechte englische Nation nicht gehörig anerkannt hat. Bey all diesem Aneinanderreiben des widersprechenden Interesse so vieler Partheyen, vergaß sie nie die Sache der Menschheit; sie zwang Ludwig den Vierzehnten alle diejenigen in Freiheit zu setzen, welche um der Religion willen in den Fesseln schmachteten. Endlich vergaß sie auch zum

Wohl des Vaterlandes sich selbst, indem sie ihr eignes Geschlecht hintansetzte, um dem Hause Hannover die Nachfolge auf dem englischen Throne zuzusichern; mit einem Worte: sie war zugleich Königinn und Philosophinn.

Jener berühmte Friede wurde 1713 geschlossen, und von da an, bis 1715, in welchem Jahre Ludwig der Vierzehnte starb, bietet das Leben dieses Königs nichts merkwürdiges mehr dar. Er starb wie er gelebt hatte, daß heißt, stolz! seine letzte Stunde wiedmete er dem Wortgepränge, wie er sein ganzes Leben dem Schaugepränge gewiedmet hatte. Man spricht mit Entzücken von den Rathschlägen welche er seinem Nachfolger gab, und über welche er hätte erröthen sollen, wenn er treuherzig genug gewesen wäre, sich zu erinnern, daß er ihm nicht die Lehren, sondern das Beyspiel dieser Lehren schuldig war. Sie waren überdieß ganz unnütz, weil er sie einem Kinde gab, das ihn nicht verstand; aber es schmeichelte seinem Stolz, weil Könige selbst von ihren Fehlern mit Stolz reden. Er starb am ersten September, 77 Jahr alt, im 73sten seiner Regierung. Er starb, und die Menschheit hohlte frey Athem.

Ludwig der Vierzehnte war kein Tyrann, nicht blutgierig, aber der unumschränkteste Despot. Das war er für seine Minister, für seine Kinder, für seinen Hof, für sein Volk, für Europa, ja sogar

für seine Mätressen, denn Frau von Maintenon beherrschte ihn nur, weil sie die Kunst verstand ihm glauben zu machen: er beherrsche sie.

Er ergab sich mit desto grösserm Erfolg diesem Hang zum Despotismus, da er von der Natur alles erhalten hatte, was ihn geltend machen kann. Der grosse Haufe ließ sich leicht durch seine persönlichen Reitze hinreissen, und Ludwig der Vierzehnte glich in diesem Stücke den Schauspielern, welchen man ihr schlechtes Spiel um ihrer artigen Gestalt willen verzeiht. Er war so schwach sehr eifersüchtig auf seine Schönheit zu seyn; er verzieh daher selten Schönheit an einem Andern, und man will bemerkt haben, daß seine Gnadenbezeugungen und seine Freundschaft vorzüglich der Häßlichkeit zu Theil wurden. Roquelaure ist davon ein sprechender Beweiß. Ludwig, dessen Stolz sonst die unschuldigste Spötterey selten ertrug, fand sich nie durch Roquelaures Witz beleidigt, der doch oft cynisch genug klang. Das Vergnügen, immer Jemand um sich zu haben, gegen den seine Schönheit um so mehr abstach, ließ ihn die spitzigen Stacheln der Bonsmots seines Lieblings vergessen.

Er drückte sich mit Leichtigkeit aus, und, ohne eben einen angebauten Geist zu besitzen, entschlüpfte ihm doch selten das richtige Wort. Aber er besaß auch den, der Unwissenheit eigenen Fehler: wenn er einmal etwas gut oder schlecht gefunden hatte, so

konnte er es nicht leiden, daß man ihn eines andern belehrte. Das erfuhr Moliere bey Gelegenheit seines Misanthrope. Ludwig gab nemlich dem lächerlichen Sonnet des Oront seinen Beyfall, als aber nachher die richtige Kritik des Alceſt ihm die Augen öffnete, so fand er sich beleidigt durch den sinnreichen Betrug, welchen der Dichter seiner Beurtheilungskraft gespielt hatte, und er dachte klein genug, lange darüber mit Moliere zu schmollen.

Diese Empfindlichkeit gegen jenen grossen comischen Dichter kam nicht gerade daher, daß er seinen Urtheilen im Fache der Litteratur einen grossen Werth beilegte; sondern er nahm es übel, daß seine Meinung als König nicht den Vorzug erhielt, und daß das Publikum sich in seiner Gegenwart auf des Dichters Seite schlug. Den Widerspruch liebte er, nicht um sich zu belehren, sondern weil er schon wußte, daß die Schmeichler ihm Beyfall geben würden, er mögte nun Recht oder Unrecht haben; und er mogte es wohl leiden, wenn man seinem Stolze dieses Vergnügen oft verschaffte. Deshalb stellte er sich immer, als höre er Anderer Meinungen an, aber er befolgte immer nur die seinige. Das mogte nun ausfallen wie es wollte, so war er doch immer des Beyfalls gewiß, weil er die Tactik des Despotismus völlig kannte, welche nicht darinn besteht, zu sagen: „ich will daß ihr das und das billigen sollt, weil ich König bin!" sondern:

„wenn ihr das und das billigt, so werde ich euch „königlich liebkosen.“

Madam de la Valliere ermüdete ihn bald durch ihr fades Beyfalllächeln. Madam de Montespan verstand sich besser auf seinen Geschmack. „Es ist „doch arg, sagte er, daß man dieser Frau immer „erst beweisen muß, daß man Recht hat.“ Aber trotz dieses Anscheins von Mißvergnügen, waren doch gerade die Tage die zärtlichsten, an welchen sie sich am heftigsten herumgestritten hatten, und er bezahlte ihr durch seine Gunstbezeugungen den Beyfall seines Hofes, welchen er, während ihres Streites ringsumher auf den Gesichtern las.

Frau von Maintenon benahm sich dabey wieder auf eine andere Art. Sie bereitete immer sehr geschickt das Geständniß vor, daß er richtiger gedacht habe, als die übrigen, und dieses Geständniß war dann ein ganz neuer Genuß für ihn. Sie gab ihm niemals gleich Recht, sondern sie ließ zwischen ihrem Widerspruch und dem Bekenntniß ihres Irrthums einen Tag oder eine Nacht verstreichen, und dann gab sie sich den Anschein, als weiche sie nur der reiflichen Ueberlegung; da nun der König auch von ihrem Verstande eine sehr hohe Meinung hegte, so vermehrte das die Achtung, welche er für seine eigene Beurtheilungskraft empfand, wenn er hörte, daß sie am Morgen eingestand was sie Abends vorher bestritten hatte. Auch schrieb sie

einst an eine ihrer Freundinnen: „ich schicke ihn immer mißvergnügt fort;“ und das war eben ihre Politik.

Oft konnte er seine Empfindlichkeit nicht verbergen, wenn man seine Einsichten nicht allen andern vorzog. Während der Eroberung von Holland machte einst der grosse Conde eine Disposition, welche Ludwig der Vierzehnte nicht billigte, und eine andere unterschieben wollte; aber der General, stolz auf seine Erfahrung, beharrte auf seiner Meinung. „Nun, sagte Ludwig verdrüßlich, so wollte „ich auch daß er geschlagen würde.“

Einen seiner unglücklichsten Kriege verdankte er dieser Halsstarrigkeit. Man baute Trianon; Ludwig gieng eines Tages dahin, von Louvois begleitet; er wird ein Fenster gewahr, welches ihm nicht im Verhältniß mit den übrigen zu stehen scheint; er sagt es Louvois. Der herrschsüchtige und rauhe Minister, noch weit rechthaberischer als sein Herr, behauptet das Gegentheil; Ludwig wird zornig, aber Louvois giebt nicht nach. Sie kommen zurück nach Versailles, ein Tag verstreicht, und Ludwig, der an eine solche Lumperey gar nicht wieder hätte denken sollen, hält es noch immer für äusserst wichtig, zu beweisen daß er Recht habe. Den andern Tag nimmt er den berühmten le Notre mit in den Wagen, und läßt sich abermals von Louvois begleiten. Bey ihrer Ankunft zu Trianon, befiehlt er le Notre

das Fenster zu messen und zu entscheiden, ob es den übrigen ganz gleich sey. Le Notre gehorcht und entscheidet zum Vortheil des Königs. Statt um über die Verwirrung des Ministers zu lachen, war er so albern ihm um dieses nichtswürdigen Sieges willen finstern Hohn zu sprechen, und er redete auf dem Rückwege nicht eine Sylbe mit Louvois. Der Minister glaubte sich verlohren, und da er keinen andern Ausweg vor sich sah, der Ungnade zu entgehen, als sich unentbehrlich zu machen, indem er einen Krieg anzettelte, so griff er zu diesem abscheulichen Mittel. Der Krieg brach würklich aus, und einige hunderttausend Menschen bezahlten mit ihrem Leben den köstlichen Sieg Ludwigs, den er bey Gelegenheit eines Streits über die Länge oder Breite eines Fensters davon getragen hatte. So, ihr Völker der Erde! spielt man mit eurem Blute.

Uebrigens wurde dieser Fehler seines Despotismus welchen er über die Meinung Anderer an den Tag legte, noch durch die kriechende Schmeicheley der Höflinge genährt. Fand er eine Allee, oder einen Busch, hier oder dort nicht an seinem rechten Platze; so ließ ein Herzog von Antin alles in einer Nacht weghauen. Fand er einen Platz unangebaut, von wilder Ansicht, ungesunder Lage, so fiel es ihm ein, gerade da einen Pallast hinzusetzen; die schmeichlerischen Künste beugten sich unter sein Genie, und man

machte sogar die Natur zur Mitschuldigen der Niederträchtigkeit eines sklavischen Volkes.

Wer sollte es glauben, daß diese Herabwürdigung der Franzosen einen Vertheidiger an Voltaire gefunden habe? und daß die kriechende Geschmeidigkeit des Herzogs von Antin durch einen Weltweisen zur Tugend erhoben sey? Wer sollte es glauben, daß dieser Weltweise auch die übermüthigen Siegeszeichen des Platzes de Victoire entschuldigen konnte? „Nicht die Nationen sind es, so sagt er, welche „man zu den Füssen der Statue Ludwigs des Vierzehnten gefesselt erblickt, sondern die Laster." Er hätte uns doch auch belehren sollen, welche Laster Ludwig ausrottete? — Ha! welch' eine Kluft ist jetzt zwischen uns und Voltaire! Die Hand welche den Erdboden rächte, indem sie jene unwürdigen Denkmäler von Ludwigs Stolze und Feuillade's knechtischer Denkungsart zerstörte, hat der Welt eine wichtigere Lehre gegeben, als in den 100 Bänden der Werke des Philosophen von Ferney enthalten ist.

Unser an die junge Freiheit gewöhnter Geist, schwankt ungewiß zwischen den Schriftstellern, deren Genie die Revolution vorbereitete. Einst, wenn wir reifer geworden, und in nervigter Faust die Wage halten, auf welcher die Nationen die Erkenntlichkeit abwiegen sollten, die sie ihren grossen Männern schuldig sind; dann wird die Binde von unsern

Augen fallen welche uns bis jezt Voltaire's Aristokratie verbarg. Wir werden erröthen, an Einem Tage die Apotheose des Brutus, und den Commentar eines Priesters über Rousseau's Contrat social geduldet zu haben. Nein, werden wir sagen, der Contrat social verdient die Unsterblichkeit, und Brutus einen Commentar. Wir werden einsehen, daß Rousseau's Seele frey war, als er ein Buch schrieb, welches damals nur Sklaven lesen sollten; und daß Voltaire's Seele in Fesseln kroch, als er ein Trauerspiel für ein freyes Volk schrieb.

Voltaire hatte in der That nie einen gesunden Begriff von Freiheit der Nationen. Der Schriftsteller, der sich knabenhaft verwundert, wenn holländische Kaufleute, welche von ihrer Republick an die Armee der Verbündeten abgesandt worden waren, einige Fürsten, mit welchen sie zu sprechen hatten, blos mit ihren Familiennamen nennen, und zum Beyspiel ohne Umstände sagen: „laßt Holstein her„kommen. Wir wollen mit Hessen reden;" der Schriftsteller, der, um eine solche Thatsache glaubwürdig zu machen, zwanzig Autoritäten citirt, da sie doch nur einem Sklaven sonderbar vorkommen kann; der jene Gewohnheit der Holländer für eine so grosse Freiheit hält, daß er sie durch die laconische Art zu reden, welche in Armeen zu herrschen pflegt, entschuldigen zu müssen glaubt; ein solcher Schriftsteller, ich sage es laut, hat sechszig Jahre

gearbeitet,

gearbeitet, ohne Menschenwürde und Menschenrechte zu kennen. Voltaire war es sehr bedürftig, der Schule unserer Revolution beyzuwohnen, aber unsere Revolution würde einen widerspenstigen Schüler an ihm gefunden haben. Er würde über die Demüthigung der Geistlichkeit gelacht haben, aber nicht aus richtigen Begriffen, sondern weil er allen Gottesdienst haßte, Er würde über die Ausrottung des Adels geseufzt haben, nicht aus Mitleid, sondern aus Stolz. Im Ballhause zu Versailles würde Rousseau sehr groß, und Voltaire sehr klein erschienen seyn.

Voltaire hätte hundert Jahre früher gebohren werden sollen, denn solche Schriftsteller brauchte Ludwig der Vierzehnte; auch waren es die schmeichlerischen Schriftsteller seines Jahrhunderts, welche ihn vollends verdarben. Sein Jahrhundert, sagt man, war fruchtbar an grossen Männern. Man wundere sich nicht darüber. Wenn Uebermaaß der Sklaverey aus dem Uebermaaß der Bewunderung für den Despoten entspringt, so bringt es, wie der Enthusiasmus der Freiheit, grosse Entwürfe, grosse Beredsamkeit hervor. Zwar ist die Wahrheit nirgends, weil Wahrheit sich nur mit Freiheit paart, aber die Reitze der Wahrscheinlichkeit sind überall.

Der Philosoph seufzt, und läßt sich nicht täuschen. Die getäuschte Unwissenheit schreyt laut ihren Beyfall, und so bemächtigt sich das Jahrhundert kühn eines Ehrentitels, welcher ihm nicht eher wieder entrissen wird, als bis der Mensch, im vollen Genuß seiner Rechte, das Gold der wahren Grösse von den Schlacken der Schmeicheley und des Stolzes scheidet.

Man hat das Jahrhundert Ludwig des Vierzehnten immer das Zeitalter des französischen Ruhms genannt; man hätte es das Zeitalter der Schande nennen sollen. Denn auf der letzten Stufe der Erniedrigung steht die Nation, welche alle Arten von Talenten, welche sie in ihrem Schoose aufblühen sieht, auf Rechnung eines einzigen Menschen setzt, und nur seinem Einfluß sie zuschreibt. Nicht für die Könige gab der Schöpfer dem Menschen das Genie. Nicht um dieses Genie anzufeuern, hat der Schöpfer erlaubt, daß Könige auf der Erde seyn dörfen. Sie haben kein anderes Recht auf die Producte und Lehren grosser Geister, als ihre Nothdurft, ihr Bedürfniß derselben. Alles was überdieß die Künste für sie thun, ist nur Schmeicheley.

Wenn wir diesen Satz zum Grunde legen, wie viel müssen wir dann nicht ausstreichen in allen

den gerühmten Meisterwerken, welche unter der Regierung Ludwigs erschienen sind. Weg mit den Farben der Schmeicheley in allen jenen Gemählden! weg mit dem Gewand der Speichellecker welches alle jene Statuen deckt! weg mit der Sklaverey welche allen jenen Denkmälern aufgedrückt ist! was bleibt dann den Künsten jener Zeit noch übrig? denn es ist nun einmal eine ausgemachte Wahrheit: Gemählde sollen nur Tugenden darstellen; Statuen, nur solche Menschen, die das Beyspiel dieser Tugenden gaben; und Denkmäler nur Freistätten öffentlicher Nutzbarkeit.

Sichtet die Schmeicheley, welche auf jeder Seite der Literatur jenes Jahrhunderts sich mit der Wahrheit gemischt hat; reißt Melpomenen den Mantel ab, in welchen knechtische Verehrung sie hüllte; befreyt die Wissenschaften von der güldenen Kette, mit welcher sie an den Thron gefesselt waren; was bleibt dann der Philosophie noch übrig? Fenelon stirbt verbannt; und Corneille in Dunkelheit. Niemand mehr für die Wissenschaften. Vom Text des Predigers, bis zum Kohl herab welchen Le Notre pflanzte, trägt überall dieß Jahrdundert das Siegel der Sklaverey, und das ist der merkmürdige Zeit-

punct, auf welchen sich Frankreich lange so viel zu gut that.

Europa selbst trägt den Schimpf zur Hälfte, denn die Gelehrten, welche Ludwigs gerühmte Freigebigkeit, in der Ferne aufsüchte, theilten ihrem Himmelsstrich die Art von Götzendienst mit, welchen dieser Monarch von allen Menschen als ihm gebührend heischte. Auf das Frontispiz des Hauses Viviani zu Florenz waren folgende Worte in goldenen Buchstaben gegraben: Aedes a deo data. Welch ein Gott, der den Widerruf des Edicts von Nantes unterzeichnete; der mit Geld in der Hand um Weyhrauch der Fremdlinge bettelte, und einigen fanatischen Priestern zu gefallen 600,000 Menschen aus seinen Staaten jagte. Welch ein Gott dessen Lächeln fremde Künstler fern von seinem Reiche liebkoste, und dessen unpolitisches und frommes Verbannungsurtheil Frankreich den zukünftigen Besitz des unsterblichen Garrick raubte. Sein Großvater mußte Frankreich fliehen, wo die Freiheit Gott anzubeten ein ausschliessendes Privilegium für eine Gesellschaft von Aufkäufern des Gottesdienstes geworden war.

Man kann sich keinen Begriff davon machen, wie die Lobeserhebungen der Scheinheiligen, der Pfaf-

sen und der Mönche, den Widerruf des Edicts von Nantes betreffend, auch den letzten Funken von gesunder Vernunft in der Brust Ludwig des Vierzehnten so ganz erstickt hatten. Ein Graf von Lastic fragte ihn einst in einem vertraulichen Augenblicke: „was hatten Ihnen denn die Protestanten „zu Leide gethan, daß Sie sie wegjagten?" „Mir? „gar nichts! antwortete der König: aber ich bin „catholisch und darf in meinen Staaten keine andere Religion als die meinige dulden." Ich glaube nicht daß Schwachköpfigkeit und Despotismus weiter gehen können. Ich soll denken wie du, weil du König bist. Was kümmern den Monarchen die verschiedenen Religionsmeinungen seines Volkes? Er hat eben so wenig Recht sich beleidigt zu glauben, wenn ich Gott auf meine Art anbete, als es übel zu nehmen, wenn ich seine Maitresse häßlich finde. Der Schwur, den die Pfaffen bey der Weyhung von den Königen foderten, die christliche Religion aufrecht zu erhalten, war ein gottloser Schwur. Sie versprachen Gott mit einem Eide, Alles zu verfolgen, was nicht den Namen Christ trägt; und man darf daher behaupten, daß es keinen einzigen König von Frankreich gegeben, der nicht seine Regierung mit dem Schwur begonnen,

ein Verbrechen zu begehen, und alle diejenigen zu schützen, welche dieses Verbrechen ihm anrathen würden.

Uebrigens herrscht auch eine widerliche Doppelzüngigkeit in Ludwigs Betragen seit dem Widerruf des Edicts von Nantes. Das Edict bewilligte Allen Gewissensfreiheit, und in demselben Augenblicke schrieb er unter der Hand an alle Kommendanten in den Provinzen, um diese Gewissensfreiheit auf allerley Art zu beeinträchtigen. Grausamer und tyrannischer zu handeln ist nicht möglich. Denn er mußte voraus sehen, daß die Protestanten auf die Ausdrücke des Edicts fussen, und folglich unwissend alle die Verfolgungen der von ihm heimlich angestellten Henkersknechte über sich bringen würden. Es war also nicht Frömmigkeit, nicht einmal Verblendung, in Betreff einer Religion, welche seine Pfaffen, seine Schmeichler und die öffentlichen Blutigel ihm als gefährlich mahlten, um sich mit der Beute der Anhänger derselben zu bereichern. Er war nur grausam, und das ist es alles. Er hätte nur noch seine eigenen Augen an den Martern der Schlachtopfer weiden sollen, so wäre er dem Nero ganz ähnlich gewesen. Man wird dieses Bild nicht übertrieben finden, wenn man sich erinnert, daß die Körper der Un-

glücklichen, welche in der Todesstunde die Sacramente nicht hatten empfangen wollen, auf der Schinderschleife herum geschleppt wurden; daß man ihre Freistätten zerstörte, in Brand steckte; daß man ihre Kinder aus ihren Armen riß, um sie in einer Religion zu erziehen, deren Lehrer ihnen so viele Martern anthaten; und daß endlich die Flucht, dieses einzige und natürliche Mittel sich einer so ungerechten Unterdrückung zu entziehen, an denen welche man ertappte, als das schändlichste Verbrechen bestraft wurde.

Und Alles dieß geschah unter dem frommen Einfluß eines Weibes, dessen sämmtliche Vorfahren Bekenner dieser verbannten Religion waren. So wahr ist es, daß der Fanatismus gewisser Pfaffen, in den Seelen derer welch sie zu fesseln wissen, nicht allein die Vernunft, sondern auch die Natur erstickt. La Beaumelle bemerkt sehr richtig, daß dieser nemlichen so unwürdig verfolgten Religion, das Haus Bourbon seinen Ruhm, und Frankreich seine Ruhe dankte, weil Sie die regierende Familie auf den Thron, dem Ehrgeitz der Guisen Schranken setzte, Abscheu gegen die Inquisition einflößte, und endlich, weil sie die Geistlichkeit zwang, aus dem

Schlummer der Unwissenheit und der Laster zu erwachen.

Wir haben uns bey diesem Zeitpunct in Ludwigs Leben etwas länger aufgehalten, als bey jedem andern, weil es würklich derjenige ist, der Ludwigs Character in seiner ganzen blösse darstellt. Sonst sieht man überall nur den unumschränkten Menschen, von seiner Grösse trunken, und dessen Herrschsucht jedes Gefühl erstarren macht; aber hier stellt sich uns ein wahrhafter Tyrann dar, der sich in nichts von den Diocletianen unterscheidet.

Dieser despotische Geist flößte ihm unter andern den Grundsatz ein, daß man nur durch Schlachten den Weg zu Tractaten bahnen müsse. So drückt er sich darüber aus in einem Brief an Philipp den Fünften vom 21sten Juny 1702. Nach ihm ist also ein Monarch mehr oder weniger glänzend, je mehr oder je weniger Blut um seinetwillen vergossen worden. Das Volk war in seinen Augen so wenig, daß er einige Zeit nachher an denselben König schrieb „behandelt den Adel gut, laßt das Volk „Erleichterung hoffen, wen die Umstände es erlau„ben." Uebermüthige Gleichgültigkeit! welche das Volk noch sehr geehrt glaubt, wenn es durch Hoffnungen in den Schlummer gewiegt wird. Aber

unwillig erröthen muß man, wenn man einen Brief liest, in welchem er seiner Mutter Annen von Oesterreich, von seinem Betragen bey der Verhaftnehmung Fouquet's Rechenschaft giebt. Man findet daselbst alle die kleinen Umschweife, Winkelzüge und Spitzbübereyen eines armseligen Geistes, und vorzüglich jene schreckliche Arglist, jene abscheuliche Falschheit, welche ehrliche Leute nur bey einem Polizeybeamten möglich glauben. „Der Surintendant, „so erzählt er, ist zu mir gekommen, ich habe ihn „von allerley unterhalten, bis ich d'Artaignan in „meinem Hofe erblickte." D'Artaignan brachte den Verhaftbefehl. Da er endlich sieht, daß seine Beute ihm nicht mehr entschlüpfen kann, so beurlaubt er Fouquet. Er rühmt den Eifer seiner Mousquetierer, welche er auf die Strasse nach Paris sandte, um alle Couriers anzuhalten, damit der seinige zuerst anlangen mögte. Er schickt den Surintendanten nach Saumur, seine Gemahlinn nach Limoges, und Pelisson in die Bastille. Er redet mit der größten Kaltblütigkeit von dem Unglück eines Ministers, dessen größtes Verbrechen vielleicht nur darinn bestand, daß er in seinen Neigungen Ludwig dem Vierzehnten zu ähnlich war. Eben so kalt spricht er von der Verzweiflung einer unglücklichen Gattin,

und von den Widerwärtigkeiten Pelissons, des ehrlichsten Mannes in seinem Reiche. Mit einem Worte, dieser Brief athmet von einem Ende bis zum andern einen so empörenden Geist der Tyranney, daß man dabey sogar das Interesse des Staates aus den Augen verliert, welches freilich in eine Schuld von zwey Milliards sechs hundert Millionen Livres verwickelt war.

Noch lange wird die Menschheit sich dieser Regierung erinnern, welche man so oft mit den schönen Tagen Augusts verglichen hat. Sie gleichen sich indessen sehr wenig: jene Regierung war für die Römer der Uebergang von der Freiheit zur Sklaverey, und diese für die Franzosen der Uebergang von der Sklaverey zur Freiheit. Also war August weit grösser als Ludwig der Vierzehnte. Denn man muß grosse Tugenden besitzen, um die Liebe zur Freiheit in einem Volcke zu schwächen, das schon so lange die Süssigkeiten derselben geschmeckt hatte; und grosse Laster im Gegentheil, unerschöpfliche Quellen der Unterdrückung, deren Bild Ludwig uns darstellt, sind nöthig, um in einem zur Knechtschaft gewöhnten Volke, den Gedanken an Freiheit zu erwecken. Was auch Ludwigs Vertheidiger einwenden mögen, so bin ich doch überzeugt, daß schon seit jener Epoche der Geist der Freiheit in der fran-

zösischen Nation im stillen brütete. Die sardanapalische Regierung Ludwigs des Fünfzehnten hat freilich den Ausbruch des Vulcans beschleunigt, aber wenn auch ein Mann wie Ludwig der Zwölfte auf Ludwig den Vierzehnten gefolgt wäre, so würde die Revolution doch erfolgt seyn. Wenn das Volk einmal so weit gekommen ist, die Summen der Verachtung zu berechnen, mit welcher die Könige es besolden; wenn es einmal gelernt hat, das wenige Gute, welches auch der beste König ihm zu erzeugen vermag, mit den schrecklichen Uebeln zu vergleichen, die ein böser König es empfinden läßt; so fühlt es bald, daß ihm überall Verlust droht, selbst wenn der Zufall ihm lauter gute Fürsten gäbe, welches doch unmöglich ist. Immer hat die Erfahrung bewiesen, daß ein Jahr einer schlechten Regierung hinreichend ist, hundert Jahre wohlthätiger Regierungen auszulöschen. Und welcher Mensch, der einen Contract schließt, wird so sehr Thor seyn, eine Clausel leichtsinnig zu übersehen, welche ihm im ersten besten Augenblick ein Eigenthum rauben kann, das alle die übrigen Clauseln des Contracts ihm zusicherten.

Aus der Menge grosser Männer, welche unter seiner Regierung erschienen, und aus der hohen Stufe, auf welcher die Künste standen, darf man

man eben keinen günstigen Schluß für ihn selbst ziehen. Alles das verdankt man nicht ihm, sondern seinem Gelde, denn es giebt wenig grosse Männer, welche ein behägliches Leben entbehren mögen. Geld erweckt Litteratur und Künste. Auch blühte die Philosophie in seinem Jahrhunderte wahrlich nicht. Reichthum der Weisen ist keine schickliche Wiege für die Weltweisheit. Ludwig der Vierzehnte hatte also nicht mehr Verdienst dabey, als der Schwachkopf Carl der Sechste gehabt haben würde, wenn er in seiner Einfalt das Gold in den Schoos der Künste und Wissenschaften geschüttet hätte; wenn es nicht vielleicht gar der feinste Despotismus war, alle diejenigen zu besolden, deren Schriften auf die Meinung des Volkes Einfluß haben konnten. Er belog die fremden, denen er in dem Pracht seiner Monumente Frankreichs Wohlstand vorspiegelte; auch die Nachwelt wollte er belügen durch die erkaufte Feder der schönen Geister seines Zeitalters. Aber die Künste tragen nichts zum Glück der Nationen bey, und wenn diese einmal ihre Rechte kennen; wenn sie endlich die Sprache der Vernunft zu reden gelernt haben, so sinken alle jene Denkmäler und Schriften in ihr Nichts zurück, aus welchem die Hand des Despo-

ten sie hervor zog, um die Posaune des Rufs dadurch zu erkaufen.

Ihr berühmten Helden! deren Geist die Kriegskunst erschöpfte: Turenne, Vendome, Catinat, Luxemburg, wie klein erscheint ihr, wenn alle eure Talente nichts weiter vermögen, als die Welt an den Triumphwagen eines übermüthigen Menschen zu fesseln. Welcher Abstand zwischen einem Cincinnatus, einem Fabricius, und euch! jene kehrten nach erfochtenen Siegen zu ihrem Pfluge zurück; und ihr buhlt, zum Lohn eurer Thaten, um das Lächeln des Stolzen, dessen hohnsprechenden Ruhm ihr mit eurem Blute erkauftet. Ihr berufenen Schriftsteller! ihr Redekünstler in der Schmeicheley! welcher Abstand zwischen euch und jenem berühmten Redner, dessen Stimme von der Tribune herab die Rechte des Menschen und der Völker verkündigte. Welcher Abstand zwischen dem Mahler, dessen frevelnde Hand die Eroberung von Holland darstellte, und jenem, dessen erhabener Pinsel uns den Schwur der Harazier vergegenwärtigte. Die Sklaverey betrachtet die Jahrhunderte durch ein Sehrohr. Vor den Bliken der Freiheit sind sie enthüllt und Wolkenlos, wie vor den Bliken des Ewigen.

Ende.



1. Ausg.

3/

